MARIE LOUISE

Walter Scott's sämmtliche Werke.

Neu übersetzt.

Drei und fünfzigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Neunzehenter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben
von
Napoleon Buonaparte,
Kaiser von Frankreich,

mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von
Walter Scott.

Aus dem Englischen übersezt
von
General J. v. Theobald.

Neunzehenter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Erstes Kapitel.

Stellungen der französischen und österreichischen Heere nach der Schlacht von Eckmühl. – Napoleon geht am 20sten Mai über die Donau. – Schlacht bei Aspern am 21sten und 22sten, wo sich beide Theile den Sieg zuschreiben. – Beide Armeen erhalten Verstärkungen. – Schlacht von Wagram am 6ten Juli, in welcher die Oesterreicher mit einem Verlust von 20,000 Gefangenen geschlagen werden. – Waffenstillstand von Znaym. – Ende der Operationen Schill's und des Herzogs von Braunschweig-Oels. – Vertheidigung von Tyrol; – unglücklicher Ausgang derselben. – Der Geist der Widersetzlichkeit zeigt sich immer deutlicher in ganz Deutschland. – Buonaparte, dadurch afficirt, erläßt ein sonderbares Manifest im Moniteur. – Würdigung desselben.

Wir haben Napoleon verlassen, als er seine Armee bei Wien zusammenzog und zugleich Vorkehrungen traf, seine lange Verbindungslinie mit Frankreich einigermaßen sicher zu stellen. Er besetzte die Stadt Wien und das rechte Donauufer. Der Erzherzog Karl näherte sich nun dem linken Ufer desselben

Stroms, der, angeschwollen durch die Frühlingsregen und durch das Schmelzen des Schnees in den Gebirgen, die beiden feindlichen Armeen wie eine unüberschreitbare Schranke von einander schied. Im Jahre 1805, als Napoleon zum ersten Mal von Wien Besitz nahm, hatte man die Brücken über die Donau stehen lassen und ihn dadurch in Stand gesetzt, die Russen unter Kutusoff zu überfallen. Diesmal war er nicht so glücklich. Es gab weder oberhalb noch unterhalb Wien eine Brücke, auf der er über die Donau hätte gehen können, um den österreichischen Erzherzog zum zweiten Mal zu schlagen und dadurch dem Kriege ein Ende zu machen. Zu gleicher Zeit war jede durch Unentschlossenheit verlorne Stunde für den französischen Kaiser nachtheilig. Karl hoffte sich mit seinen Brüdern zu vereinigen; und da er sich im eigenen Lande befand, so konnte er leicht bestehen, während Napoleon in Feindes Land keine Rekruten erwarten und seine Armeen nur mit Mühe verpflegen konnte. Ueberdies durfte Deutschland, so lange eine österreichische Armee im Felde stand, noch immer hoffen. Es war demnach für Buonaparte der Klugheit gemäß, die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, eine Brücke über die Donau zu schlagen, auf das jenseitige Ufer überzugehen und dem Erzherzog eine Schlacht zu liefern.

Man wählte zuerst den Uebergangspunkt zu Nußdorf, ungefähr eine halbe Meile oberhalb Wien, wo

der Hauptstrom, in einen schmalen Kanal eingeengt, am rechten Ufer hinstreicht, das dort so hoch ist, daß es die jenseitige Uferstrecke beherrscht und so den Uebergang deckt. Nachdem aber die 500 Mann, die man jenseits geschickt hatte, um die ehemalige Brücke wieder herzustellen, von den Oesterreichern angegriffen und aufgehoben worden waren, gab man diesen ersten Uebergangspunkt wiede auf.

Napoleon wählte hierauf seinen Uebergangspunkt bei Ebersdorf, einem Dorfe auf dem rechten Ufer, wo die Donau in fünf Arme zerfällt, die zwischen Inseln hinlaufen, von denen eine, die Insel Lobau, sehr groß ist. Zwei von diesen Armen sind seh breit. Die Inseln haben eine sehr unregelmäßige Gestalt und sind angeschwemmtes Land. Ihre Oberfläche ist auf verschiedene Weise durchschnitten, zum Theil mit Wald bedeckt, zum Theil morastig und zuweilen überschwemmt. Hier beschloß endlich Napoleon, eine Brükke zu schlagen, und er sammelte in dieser Absicht so viel Boote und kleine Barken, als er zusammenbringen, und alles Material, das er auftreiben konnte. Aubry, ein Offizier vom Geniekorps, bewies bei diesem Geschäft große Thätigkeit.

Die Franzosen mußten sich mit Kanonenkugeln gefüllter Fischerkästen statt der Anker bedienen und manches Geräthe, das ihnen abging, durch ein anderes ersetzen. Sie arbeiteten in einem fort; denn obgleich die Oesterreicher bei Krems und Linz verschie-

dene Andeutungen machten, als wollten sie selbst oberhalb Wien über die Donau gehen, so thaten sie doch durchaus nichts, um Napoleon in seinen Vorbereitungen zu einem Uebergange bei Ebersdorf zu stören; sie besetzten nicht einmal die Insel Lobau, um dieselbe dem Feinde zu entziehen oder die Arbeiter zu unterbrechen. Es läßt sich nicht annehmen, daß der Erzherzog die Umgegend von Wien, der Hauptstadt seines Bruders, nicht gekannt habe. Der österreichische Feldherr wollte vermuthlich seinem Gegner den Uebergang frei lassen, um die zuerst Uebergegangenen, so lange sie die Donau noch hart im Rücken hatten, folglich in einer Stellung anzugreifen, aus der sie sich im Falle eines Unglücks über die schlechtgebauten, tausend Zufällen ausgesetzten Brücken nur mit großer Gefahr hätten zurückziehen können. Wir treten dem Erzherzog durch diese Voraussetzung nicht zu nahe, denn wir werden sogleich sehen, daß er sich diese Vortheile wirklich verschafft hat, und daß er, wenn er diese ganz hätte verfolgen können, dem Kaiser und seiner Armee den gänzlichen Untergang bereitet haben würde.

Als die nöthigen Materialien endlich beisammen waren, kam Napoleon selbst auf die Insel Lobau und befahl, die Vollendung der Brücke mit aller möglichen Eile zu betreiben. Seine Befehle wurden so genau befolgt, daß die Truppen schon am folgenden Tage den Uebergang beginnen konnten, wenn schon die Brücke

noch weit nicht fertig war. Sie wurden auf dem jenseitigen Ufer von Plänklern empfangen. Da sich aber diese nach einem kurzen Widerstande schon zurückzogen, so sah man noch deutlicher, daß der Erzherzog nicht im Sinne habe, den Uebergang streitig zu machen, besonders da er die Vortheile, welche die Oertlichkeit darbot, nicht benützt hatte.

Von dem Punkte an, wo das Ende der letzten Brücke (denn es waren ihrer fünf, nach der Zahl der Stromärme) das linke Ufer der Donau berührte, betraten die Franzosen eine kleine Ebene, die sich zwischen den zwei Dörfern Aspern und Eßling ausbreitet. Aspern liegt am weitesten zur Linken, tausend Klafter von der Brücke entfernt; Eßling ist am andern Ende, ungefähr tausend fünfhundert Klafter von demselben Punkte. Die beiden Dörfer stellten mit ihren massivgebauten Häusern, ihren Terassen, Gärten und Hofräumen gewissermaßen zwei kleine Festungen vor, von denen man den Kirchhof zu Aspern und ein großes Kornhaus zu Eßling die Zitadellen nennen konnte.

Eine Hochstraße, von einem tiefen Graben begrenzt, verband diese zwei festen Posten mit einander wie eine Courtine, oder ein Querwall zwei Bollwerke mit einander verbindet. Diese Stellung konnte allerdings auf der einen wie auf der andern Flanke umgangen werden, aber bei der Beschaffenheit des Bodens unterlag dieses manchen Schwierigkeiten.

Noch weiter rechts und näher bei Aspern als bei Eßling lag ein anderes Dorf, Namens Enzersdorf. Von Aspern nach Eßling sind es tausend Klafter, und etwas weniger von Eßling nach Enzersdorf. Vo diesen Dorfern erhebt sich das Terrain in sanfter Ansteigung bis zu den beiden Flecken Raschdorf und Breitenlee, zur Linken dagegen zeigten sich die waldigen Höhen des Bisambergs, welche die Landschaft in jener Richtung begrenzten. Nachdem fast 30,000 Mann Infanterie mit ungefähr 6000 Pferden hinüber waren, ließ Napoleon auf dem linken Ufer eine Redoute zur Deckung der Brücke aufwerfen, während seine Truppen die beiden Dörfer Aspern und Eßling, so wie den Raum zwischen denselben besetzten.

Die in der Nacht eingegangenen Nachrichten widersprachen sich, und durch das, was man am Horizonte sah, waren die Stärke und die wahrscheinlichen Absichten der Oesterreicher noch keineswegs angedeutet. Aus den vielen Feuern, die man auf dem Bisamberg erblickte, wollten Lannes und Andere schließen, daß der Feind dort concentrirt sey; allein in weit geringerer Entfernung und vor der Fronte der französischen Armee zeigte der Horizont einen blassen, ungefähr eine Meile langen Streifen, den Wiederschein von zahlreichen Wachfeuern, die jedoch wegen der Vertiefung des Bodens nicht selbst gesehen werden konnten.

Während nun Lannes zufolge dieser Anzeigen

blos einen starken Nachtrab vor sich zu haben glaubte, behauptete Massena mit mehr Grund, die ganze österreichische Armee sey da. Napoleon war am 21sten mit Tagesanbruch bereits zu Pferd, um sich durch eigene Anschauung von dem Stand der Dinge zu überzeugen; allein das ganze vorliegende Terrain war so dicht von der österreichischen Reiterei besetzt und maskirt, daß man keine Recognoscirung vornehmen konnte. Auf einmal ward jedoch dieser lebendige Vorhang von Plänklern gelüftet, und nun sah man die ganze österreichische Armee in fünf Angriffskolonnen, von ihren besten Generalen angeführt, noch einmal so stark als die Franzosen und 220 Feldstücke mit sich führend, vorrücken. Das Gefecht begann mit einem wüthenden Angriff auf das Dorf Aspern, das genommen, wieder genommen und abermals verloren wurde. Das Blutbad war schrecklich; doch war die Beharrlichkeit der Franzosen in der Vertheidigung noch größer, als die der Oesterreicher im Angriff. Auch Eßling wurde von den Oesterreichern, wenn gleich nicht mit derselben Hartnäckigkeit, angegriffen. Doch fiel dabei auf beiden Seiten mancher brave Soldat.

Die Schlacht nahm ungefähr Nachmittags 4 Uhr ihren Anfang, war aber am Abend noch nicht entschieden. Der Erzherzog brachte seine Reserve vor, und ließ das Dorf Aspern zu wiederholten Malen stürmen. Man raufte sich in jedem Garten, auf jeder Terrasse, in jedem Hofraum. Wagen, Karren,

Eggen und Pflüge wurden zu Barricaden verwendet. Da beide Theile zu gleicher Zeit auf verschiedenen Punkten im Vortheil waren, so konnten diejenigen, die in der Fronte gesiegt hatten, oft von denjenigen im Rücken angegriffen werden, die in der nächstliegenden Strasse die Oberhand gewonnen hatten. Bei Anbruch der Nacht blieb Massena noch zum Theil im Besitz des durch Granaten in Brand gesteckten und mit Leichnamen überfüllten Dorfes. Die Oesterreicher dagegen, die die Kirche und den Kirchhof genommen und sich darinn behauptet hatten, rühmten sich, auf dem linken Flügel gesiegt zu haben.

In den letzten Stunden dieses blutigen Tages erfolgte ein dreimaliger allgemeiner Angriff auf Eßling, den die Franzosen jedesmal mit der größten Standhaftigkeit abschlugen. Lannes, der diesen Posten vertheidigte, kam einmal so sehr ins Gedränge, daß er zuverläßig hätte weichen müssen, wenn ihm nicht Napoleon durch einen kühnen Reiterangriff wieder Luft gemacht hätte. Nur die sinkende Nacht konnte die Streiter trennen.

Man konnte in keiner Weise sagen, die Franzosen seyen geschlagen worden, aber es war für sie doch etwas Ungewöhnliches, daß sie, unter Napoleons Augen fechtend nicht vollständig gesiegt hatten. Auch die Oesterreicher waren nicht Sieger, allein der Umstand, daß sie in dem Besitz des wichtigsten Theils von Aspern geblieben, bewies, daß der Vortheil mehr für

sie als gegen sie war, und beide Armeen würdigten die Resultate dieses Tages nicht an und für sich nach ihrem wahren Werthe, sondern in Vergleichung mit jenen der früheren Gefechte. Die Oesterreicher waren entzückt, die Franzosen dagegen nicht gerade entmuthigt, aber doch unangenehm überrascht.

Am 22sten fing die Blutarbeit von Neuem an. Beide Heere hatten in der Nacht Verstärkungen erhalten — Napoleon von dem linken Ufer her, der Erzherzog von seinen rückwärtigen Reserven. Die Franzosen erhielten Vortheile. Sie nahmen die Kirche von Aspern wieder und machten im Dorfe viele Oesterreicher zu Gefangenen. Allein die Angriffe auf das Dorf wurden mit derselben Wuth wie am vorigen Tage erneuert. Napoleon faßte hier einen seines militärischen Ruhmes würdigen Entschluß. Er bemerkte, daß der Feind, während er den Angriff auf Aspern, den Stützpunkt des linken Flügels der französischen Stellung, betrieb, den rechten Flügel und sein Centrum zurückhielt, oder in militärischer Sprache, versagte, und schloß daraus, daß diese zur Unterstützung des Angriffs auf Aspern geschwächt worden seyen; er ließ daher den ganzen französischen rechten und linken Flügel vorrücken, um die österreichische Stellung auf diesem entblößten Punkte anzugreifen. Diese Bewegung geschah von dem französischen rechten Flügel aus in einer staffelförmigen Anordnung. Dichte Infanteriemassen mit vielem Geschütz rückten mit

dem größten Ungestüm vor. Die österreichische Linie ward zurückgeworfen und kam sogar in Gefahr, durchbrochen zu werden. Regimenter und Brigaden trennten sich bereits von einander, und man fürchtete, das ganze Centrum mochte vom rechten Flügel abgeschnitten werden. Der Erzherzog Karl eilte auf den Fleck und erfüllte in diesem kritischen Augenblick die Pflichten eines Heerführers und eines gemeinen Soldaten zugleich. Er zog Reserven heran, füllte damit die Lücken in seiner Schlachtordnung, ergriff eine Fahne und führte selbst die Grenadiere zum Angriff vor.

In Beziehung auf diesen wichtigen Umstand lauten die beiderseitigen Berichte sehr verschieden. Die Franzosen versichern, daß die Oesterreicher, ungeachtet der persönlichen Tapferkeit ihres Generals auf dem Punkte standen, gänzlich geschlagen zu werden; in den österreichischen Berichten wird dagegen behauptet, der Widerstand der Oesterreicher hätte den größten Erfolg gehabt, und die Franzosen wären auf allen Seiten zurückgeschlagen worden; beide aber stimmten darin überein daß gerade in diesem kritischen Augenblick des Gefechts die Brücke, die Buonaparte über die Donau hatte schlagen lassen, von den Fluthen weggeschwemmt worden sey.

Dieses willkommene Ereigniß soll nach den Versicherungen der Oesterreicher durch Brander, die man den Strom herabsendete, bewirkt worden seyn. Die

Franzosen dagegen leugneten das Daseyn der Brander, und schrieben, da sie den Anstalten ihrer Gegner nicht gerne Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die Zerstörung der Schiffbrücke dem Andrange von Baumstämmen und Schiffen zu, die durch die plötzlich angeschwollene Donau herbeigetrieben worden seyen. General Pelet gibt indessen, wenn gleich etwas ungerne, zu, es seyen Balken von einer oder mehreren Windmühlen, mit brennenden Stoffen beladen, den Fluß herabgekommen. Es mögen nun entweder die Oesterreicher auf den ganz natürlichen Gedanken gekommen seyn, dergleichen Brander und Treibholz den Strom herab gegen die Brücke loszulassen, oder aber, dieser alte und stolze Strom mag, nach einer altheidnischen Vorstellung aus eigenem Antriebe das ihm von den Fremden aufgelegte Joch abgeschüttelt haben. So viel ist gewiß, daß die Brücke zerstört und Napoleons Armee hiedurch in die äußerste Gefahr gesetzt wurde.

Er mußte sich zurückziehen, wenn er anders seine Verbindung mit dem rechten Donauufer sichern oder wiederherstellen wollte. Der Rückzug der Franzosen war für die Oesterreicher das Zeichen zum Vorrücken. Sie bemächtigten sich wieder des Dorfs Aspern, und hätten nicht die Franzosen mit ganz ausserordentlicher Standhaftigkeit und Tapferkeit gefochten, so würden sie den größten Verlust erlitten haben. General Lannes, dessen Betragen während

dieses ganzen Tages allgemeine Bewunderung erregte, ward durch eine Kugel, die ihm beide Beine zerschmetterte, tödlich verwundet. Massena behauptete sich in dieser Krisis mit vieler Fertigkeit und Geistesgegenwart, und ihm vorzüglich ist die Rettung der Armee zu verdanken. Man will sogar, wahrscheinlich mit Unrecht, behaupten, Napoleon selbst habe bei dieser Gelegenheit nicht seine gewöhnliche Energie und Entschlossenheit gezeigt. Der Rückzug der Franzosen ward endlich durch das Geschütz von Eßling gedeckt, das von den Oesterreichern zu wiederholten Malen wüthend angegriffen wurde. Hätten sie auf diesem zweiten Punkte gesiegt, so wäre die französische Armee wohl ohne Rettung verloren gewesen, denn Eßling allein deckte ihren Rückzug. Zum Glück für Buonaparte blieb jener Theil der Brücke, der die große Insel Lobau mit dem linken Ufer, wo man focht, verband, unbeschädigt, und war durch Verschanzungen gedeckt. Hiedurch ward es ihm möglich, seine zertrümmerte Armee während der Nacht auf der grossen Insel zu versammeln, indem er das ganze Terrain, das er auf dem rechten Ufer inne hatte, räumte. Der Verlust der beiden Heere war schrecklich und soll mehr als 20,000 Mann an Todten und Verwundeten auf jeder Seite betragen haben. General St. Hilaire, einer der besten französischen Generale, ward auf dem Schlachtfelde getödtet und Lannes, tödtlich verwundet, auf die Insel zurückgebracht: Buonaparte

beklagte

beklagte ihn sehr, indem er ihn als sein eigenes Werk betrachtete. „Er war,“ sagte er, „zuerst nur ein Haudegen; ich habe ihn zum vollendeten Kriegsmanne ausgebildet; aus dem Zwerge, der er war, habe ich einen Riesen gemacht.“ Der Tod dieses Generals, den man den Roland der Armee nannte, hatte etwas höchst Empörendes. Es waren ihm beide Beine zerschmettert, und doch wollte er nicht sterben, und meinte, man solle die Wundärzte aufknüpfen, die einen Marschall und Herzog von Montebello nicht zu heilen wüßten. Mit solcher Sehnsucht am Leben hangend, rief er nach dem Kaiser mit der gleichsam instinktmäßigen Hoffnung, Napoleon wenigstens würde die gefürchtete Stunde noch verschieben können; er wiederholte seinen Namen bis zu seinem letzten Augenblick mit jener rohen Andacht, womit ein Indianer sein Götzenbild anbetet. Buonaparte zeigte, als er seinen getreuen Waffengefährten in diesem Zustande sah, eine Rührung, die sich nicht bezweifeln läßt.

Die Nachricht von dieser schrecklichen Schlacht verbreitete sich nach allen Richtungen und in die entferntesten Gegenden, und ward von den Oesterreichern als ein glänzender und vollständiger Sieg dargestellt. Dies möchte vielleicht der Fall gewesen seyn, wenn die Dörfer Aspern und Eßling hätten genommen werden können; so aber war diese Schlacht weiter nichts, als ein abgeschlagener Angriff des französischen Kaisers, der auf seinem Vormarsch eine Nie-

derlage erlitt, sich auf eine Insel zurückziehen mußte, wo er, durch die Ueberschwemmung von dem jenseitigen Ufer und seinen Reserven abgeschnitten, allerdings in einer sehr bedenklichen Lage war.

Die Hoffnungen und Wünsche von ganz Europa waren der Herrschaft Buonaparte's entgegen, und die Hoffnung kann, wie man weiß, schöne Gebäude auf einem weit schwächeren Grunde aufführen, als dieser Unfall war. Es war mehr wie einmal prophezeiht worden, Napoleon würde früher oder später bei einem so kühnen Wagestück vom Glück verlassen, durch das kühne Vordringen in das Herz der feindlichen Staaten seine Kräfte erschöpfen und so das Opfer seiner eigenen Verwegenheit werden. Allein die Zeit war noch nicht gekommen, die das Schicksal zur Erfüllung dieser Prophezeihung bestimmt hatte. Eine größere Thätigkeit von Seiten des österreichischen Prinzen und ein weniger kräftiges Verfahren von Seiten Napoleons würden ein verschiedenes Resultat herbeigeführt haben; allein unglücklicherweise mußte jener weniger seinen Vortheil zu benützen, als dieser seinen Unfall wieder gut zu machen.

Am Morgen des 23sten, des Tages nach der blutigen Schlacht von Aspern, war Buonaparte mit seinen Verwundeten und seinen noch übrigen Truppen in der sumpfigen Insel Lobau und einer andern, dem linken Ufer näher liegenden und nach dem Dorfe Enzersdorf genannten Insel eingeschlossen. Diese letztere,

die gleichsam das Außenwerk der erstern war, ist von dem linken Ufer, das die Oesterreicher besetzt hatten, nur durch einen zwanzig Klafter breiten Kanal getrennt. Durch die Zerstörung der Brücken war Napoleon von dem rechten Ufer und seiner Reserve unter Davoust abgeschnitten. Die Beschaffenheit des Bodens auf dem linken Donauufer, gegenüber der Insel Enzersdorf, gestattete das Auffahren eines zahlreichen Geschützes, um einen Uebergang zu erzwingen, und General Hiller soll, wie man sagt, einen Uebergang auf diesem Punkte des Flusses, so wie einen Angriff der Insel Lobau und Enzersdorf sehr angelegentlich empfohlen und sich mit seinem Kopfe für das Gelingen desselben verbürgt haben. Der außerordentliche Verlust, den die österreichische Armee an den beiden vorhergehenden Tagen erlitten, hat, wie es scheint, die Verwerfung dieses Plans veranlaßt. Man war auch der Meinung, Prinz Karl hätte entweder bei Preßburg oder weiter oberhalb über die Donau gehen, und solchergestalt auf dem rechten Ufer operiren und die Reserven, die Buonaparte in Ebersdorf unter Davoust zurückgelassen hatte, und wovon er durch die Ueberschwemmung getrennt war, angreifen und aufreiben können. Auch dieses that der Erzherzog nicht; er ergriff vielmehr die Defensive wieder, die er nur auf einige Stunden aufgegeben hatte, und ließ, in der Meinung, Napoleon werde seinen früheren Plan verfolgen, durch die österreichischen Ingenieure das

Terrain zwischen Aspern und Eßling befestigen, während die Armee ruhig wartete, bis es Napoleon gefallen würde, den Versuch eines Uebergangs über die Donau zu erneuern.

Buonaparte hatte indeß mit beispielloser Schnelligkeit die nöthigen Materialien auftreiben lassen, und so schon am Morgen des zweiten Tages nach der Schlacht seine Verbindung mit dem rechten Ufer wieder hergestellt und dadurch den Oesterreichern alle Hoffnung genommen, irgend einen weitern Vortheil aus der Unterbrechung seiner Communication zu ziehen.

Die Insel Lobau ward mit gleicher Eile durch unverdrossene Arbeit in ein unermeßliches Lager verwandelt und durch Batterien vom stärksten Kaliber gegen Sturm und Ueberfall von dem jenseitigen Ufer her gesichert, so daß auch Hiller's Plan gleich unanwendbar wurde. Die kleineren Inseln wurden auf dieselbe Art befestigt; und am 1sten Juli verlegte Napoleon sein Hauptquartier auf die Insel Lobau, die den Namen Napoleonsinsel erhielt, und von wo er wie aus einer ungeheuern Festung nach Gefallen gegen den Feind vorbrechen konnte. Boote, kleine Barken und andere Erfordernisse, um nach einem besseren Plane wie früher drei Schiffbrücken zu bauen, wurden in einem unbegreiflich kurzen Zeitraume in Bereitschaft gesetzt. Die frühere Brücke, die man nunmehr so dauerhaft hergestellt hatte, daß nur we-

nig von der Wuth der Donau zu fürchten war, verband jetzt wieder die von den Franzosen besetzten Inseln mit dem linken Ufer dieses Flusses. Das Talent der Beobachtung schien den Oesterreichern so sehr zu fehlen, daß, obgleich der Krieg in ihrem eigenen Lande, dessen Schicksal von dem Ausgange desselben abhing, geführt wurde, sie doch keine Ahndung davon hatten, daß sich Napoleon noch andere Uebergangsmittel, außer seiner ersten Brücke, würde verschaffen können; und in diesem Wahne verloren sie ihre Zeit mit Aufwerfung unnützer Verschanzungen, während sie doch mit einiger Industrie hätten erfahren müssen, daß der französische Kaiser, statt einer Brücke zu vertrauen, drei derselben erbauen lasse.

In den zunächst folgenden Wochen erhielten die beiden Armeen Verstärkungen. Die österreichischen und ungarischen Edelleute boten ihre Vasallen und Grundholden zum Kriegsdienste auf, während Buonaparte in ganz Deutschland, wo er mittelbar oder unmittelbar gebot, neue Aushebungen veranstalten ließ, um die letzte Hoffnung dieses nach seiner Unabhängigkeit sich sehnenden Landes zu vernichten.

Mächtigere und zahlreichere Hülfsheere zogen auch von der nordöstlichen Grenze Italiens heran. Der Erzherzog Johann kam, wie wir wissen, von dorther, um sich mit seiner Armee nach Ungarn zu begeben und sofort in Gemeinschaft mit seinem Bruder, dem Erzherzog Karl, operiren zu können. Er kam

an, wurde aber unterwegs von dem Feinde verfolgt und gedrängt. Prinz Eugen Beauharnois, der Gegner des Erzherzogs Johann in Italien, durch das französische Korps aus Dalmatien verstärkt, folgte den Oesterreichern, schlug sie auf dem Marsche in mehreren Gefechten und langte endlich mit ihnen zugleich an den Grenzen von Ungarn an. Hier hätte die Stadt Raab durch eine standhafte Vertheidigung den Feind hinhalten sollen, um den Erzherzog Johann in den Stand zu setzen, mit seinem jüngern Bruder Rainer, der die ungarische Insurrektion leitete, gemeinschaftlich zu manövriren. Allein dasselbe böse Geschick, das in diesem Feldzug Alles verdarb, führte auch den Fall von Raab acht Tage nach der Niederlage herbei, die der österreichische Prinz unter seinen Mauern erlitten hatte. Die italienische Armee von Eugen, vereinigte sich mit den Franzosen, und der Erzherzog Johann ging bei Preßburg über die Donau, um sich seinerseits mit dem Erzherzog Karl zu vereinigen, was jedoch Napoleon zu verhindern suchte.

Am 5ten Juli um 10 Uhr des Nachts begannen die Franzosen von den Donauinseln ihren Uebergang auf das linke Ufer. Kanonenböte, zu diesem Zwecke erbaut, brachten einige der österreichischen Batterien zum Schweigen; andere wurden umgangen, indem man außer ihrem Bereich über den Fluß ging, was die Franzosen mittelst ihren neuen, insgeheim hergestellten Brücken wohl thun konnten.

Bei den ersten Strahlen des andern Tages war der Erzherzog Karl auf eine sehr unangenehme Weise überrascht, als er die ganze französische Armee auf dem linken Ufer der Donau vor sich sah, nachdem sie alle zur Verhinderung ihres Uebergangs aufgeworfenen Verschanzungen umgangen und völlig nutzlos gemacht hatte. Die Dörfer Eßling und Enzersdorf waren genommen, und die französische Armee, in der Verlängerung des linken Flügels des Erzherzogs entwickelt, bedrohte seine Flanke und seinen Rücken. Um die schlimmen Folgen dieses Ueberfalls zu beseitigen, bemühte sich der Erzherzog, den französischen rechten Flügel hinwiederum zu umgehen, während die Franzosen das Centrum der österreichischen Linie durch einen Angriff auf das Dorf Wagram, das der Schlüssel zu ihrer Stellung war, zu durchbrechen suchten. Es ward genommen, wieder genommen und in Brand gesteckt; nur das von dem Erzherzog Karl bewohnte Haus blieb stehen. Die Nacht machte der blutigen und unentschiedenen Schlacht ein Ende. Kuriere über Kuriere wurden an den Erzherzog Johann abgefertigt, um seine Ankunft zu beschleunigen.

Am folgenden Tage, also am 6ten Juli, ward die schreckliche Schlacht von Wagram geschlagen, in welcher der Erzherzog Karl den großen militärischen Fehler begangen haben soll, daß er seine Schlachtordnung zu weit aus einander zog, und hiedurch sein Centrum schwächte. Der Feind versäumte nicht, die

ihm gegebene Blöße zu benützen. Mit einer Batterie von 100 Kanonen und einer auserlesenen Division durchbrachen Lauriston und Macdonald das österreichische Centrum. Napoleon selbst zeigte dabei allen seinen Muth und sein ganzes Talent; er war immer auf dem heißesten Fleck, ob er gleich durch das Kartätschenfeuer, das sein Gefolge auf sich zog, oft in große Gefahr kam.

Endlich scheint die österreichische Armee in Unordnung gerathen zu seyn; der linke Flügel insbesondere benahm sich schlecht. Ein Nothgeschrei ließ sich hören, und gerade diejenigen räumten das Feld zuerst in wilder Flucht, welche die letzten gewesen seyn sollten, wenn andere dieses Beispiel gegeben hätten. Die Franzosen machten 20,000 Gefangene, und die Niederlage war so vollständig, daß, obgleich der Erzherzog Johann mit einem Theile seiner Armee vor der völligen Beendigung des Gefechts eintraf, Alles so unrettbar verloren schien, daß er froh war, unbemerkt von dem Feinde das Feld räumen zu können.

Die österreichischen Prinzen und die Regierung hofften nun nichts mehr von einem längern Widerstande und schlossen mit Buonaparte zu Znaim einen Waffenstillstand, wodurch sie sich anheischig machten, das Tyrol zu räumen und die Zitadellen von Brünn und Gratz als Unterpfänder ihres aufrichtigen Wunsches nach Frieden an Napoleon zu übergeben.

Mit diesem Waffenstillstande schwanden alle Hoff-

nungen der tapferen Tyroler und der deutschen Insurgenten, die durch Waffengewalt die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes wieder zu erringen gesucht hatten. Allein obgleich das Erscheinen dieser Patrioten auf der Bühne zunächst kein wichtiges Resultat hervorgebracht hat, so ist dasselbe doch höchst bemerkenswerth, als ein Beweis des Wiederauflebens von Nationalgeist und des Erwachens von jenem dumpfen und geduldigen Sklavensinn, der den Menschen bei dem Wechsel seiner Herren eben so gleichgültig macht, als das unvernünftige Vieh, das sich von Jedem an der Halfter fortführen läßt. Was wir hier von der Wiedergeburt des öffentlichen Geistes in Deutschland sagen, führt uns auf die Unternehmungen von Schill und des Herzogs von Braunschweig, so wie auf den Aufstand der Tyroler zurück, deren Ausgang wir in der Kürze berichten müssen.

Das Loos des wackern Schill war schon längst entschieden. Gegen die kleine Armee von 5000 Mann, die er auf seinen Zügen durch verschiedene Gegenden Deutschlands sich zu verschaffen gewußt, hatte Hieronymus Buonaparte ein beträchtliches Heer von allen Seiten her zusammengezogen. Auf seinen Märschen und in seinen Gefechten zeigte Schill große Entschlossenheit, Muth und Talente; allein die Verhältnisse waren so ungünstig, daß die Leute ihn zwar anstaunten, bewunderten und seinen Muth priesen, aber es doch nicht wagten, sich ihm anzuschließen. Von Hol-

ländern, Westphalen und Dänen hart gedrängt und oft beinahe umzingelt, mußte sich Schill nach einem festen Posten umsehen, wo er den Beistand Englands, entweder zum Behuf seiner ersten Unternehmung, oder zur Deckung seiner Flucht, von dem Continent erwarten konnte. Er hielt die Stadt Stralsund für hiezu geeignet, und erschien daher am 25sten Mai plötzlich vor derselben, nahm sie in Besitz, stellte ihre zerstörten Festungswerke so gut als möglich wieder her, und beschloß, sich dort zu behaupten.

Die Franzosen erkannten indeß die Nothwendigkeit, diesen Funken auszutreten, der so leicht einen allgemeinen Brand hätte erzeugen können. Eine starke Abtheilung holländischer und dänischer Truppen marschirte am 31sten Mai nach Stralsund und drang sofort in die Stadt ein, wo Schill mit seinen braven Waffengefährten auf dem Marktplatz den verzweifeltsten Widerstand leistete und vielleicht gesiegt haben würde, wenn er nicht selbst gefallen und durch den Tod von dem Joche des Unterdrückers erlöst worden wäre. Der König von Preußen hatte gleich anfangs Schill's Unternehmung mißbilligt, und als die Einnahme von Wien die österreichische Sache noch hoffnungsloser machte, erklärte er ihn mit seinen Anhängern in die Acht. Auf diese Mißbilligung und Achterklärung sich berufend, belegten die siegreichen Franzosen und ihre Verbündeten die Offiziere von Schill mit der Strafe der Straßen- und Seeräuber — einer

Strafe, die seit den Tagen von Wallace und Llewellyn von den Unterdrückern oft über diejenigen verhängt worden ist, die sich ihrer Tyrannei widersetzt haben.

Schill's Laufbahn war beinahe zu Ende, ehe der Herzog von Braunschweig die seinige begann. Hätten sie sich vereinigen können, so würden ihre Unternehmungen glücklicher ausgefallen seyn. Als der junge Herzog ein Bündniß mit Oesterreich schloß und die Verbindlichkeit einging, ein leichtes Truppenkorps ins Feld zu stellen und zu befehligen, lehnte er jede Anstellung in kaiserlichen Diensten und den Titel eines österreichischen Generals ab. Er trat in der würdigeren Rolle eines Sohns und eines Reichsfürsten auf, der den Tod seines Vaters rächen und mit dem Schwert in der Hand sein Erbgut den Fremden wieder entreißen wollte. Seine Talente wie seine Thaten entsprachen diesem Vorhaben. Er schlug die Sachsen zu wiederholten Malen und zeigte viel Tapferkeit und Feuer; allein lag es nun in dem Charakter des österreichischen Generals am Ende, der gemeinschaftlich mit dem Herzog hätte operiren sollen, oder in irgend einer geheimen Eifersucht auf einen nach persönlicher Unabhängigkeit strebenden Verbündeten — der Beistand der Oesterreicher kam immer etwas spät und blieb in der höchsten Noth wohl gar aus.

Gleichwohl besetzte der Herzog von Braunschweig nach einander die Städte Dresden, Leipzig, Lindenau,

nöthigte den eingedrungenen König von Westphalen zum Rückzug, und war zur Zeit des Waffenstillstandes von Znaym Herr eines beträchtlichen Theils von Franken; und jetzt endigte des Prinzen abenteuerliche glückliche Laufbahn, da er zufolge jener Convention von den Oesterreichern gänzlich aufgegeben wurde. Der Herzog von Braunschweig, der damals in Schleiz, einer Stadt in Obersachsen, war, hörte nicht auf den furchtsamen Rath, den man ihm gab, mit einem der Generale, die ihn mit ihren Truppen umzingelt hatten, zu kapituliren, sondern wollte sich lieber durchschlagen oder sterben, als geduldig die Waffen niederlegen, die er nur ergriffen hatte, um seines Vaters Tod und die Unterdrückung seines Vaterlandes zu rächen.

Von vielen seiner Offiziere verlassen, beharrte doch der muthige Prinz auf seinem Entschluß; er zerstreute einige Reiterkorps, die ihm den Weg verrennen wollten, und marschirte nach Halberstadt, das er von westphälischer Infanterie, die sich hier mit dem französischen General Reubel vereinigen wollte, besetzt fand. Um letzteres zu verhindern, stürmte der Herzog die Thore der Stadt, zerstreute die Westphalen und machte ungefähr 1600 Mann Gefangene, während die Einwohner ihn mit dem Freudenrufe begrüßten: „Lang lebe der Herzog von Braunschweig! Glück den schwarzen Jägern!“

Von Halberstadt zog er nach Wolfenbüttel, und

von da nach Braunschweig, der Hauptstadt seines Vaters und seines eigenen Erblandes. Die hülflose Lage, in der sie ihren jungen Herzog sahen, hielt die Bürger nicht ab, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihre Dienste anzubieten, ob sie gleich wußten, daß sie sich hiedurch den Haß derjenigen zuziehen würden, die bald wieder das Ruder führen mußten.

Der Herzog verließ den andern Tag seine Erbstaaten, bedauert von den Einwohnern, die ihre Gefühle durch Geberden, Wünsche und Thränen zu erkennen gaben; er beeilte sich, an die Ostsee zu kommen, wo er nach vielen überstandenen Gefahren das Glück hatte, seine schwarze Legion nach Großbritannien einzuschiffen, ungeschändet durch feige Unterwerfung unter den Despoten, der seines Vaters Haus des Throns beraubt hatte. Sein Leben, wahrscheinlich vor dem Schaffot bewahrt, sollte den Weg zu jenem großen Siege bahnen, wodurch die deutschen und braunschweigischen Waffen vollkommen gerächt wurden.

Die heldenmüthige Vertheidigung des Tyrols, deren die Geschichte eben so ehrenvoll gedenken wird, als der Thaten Wilhelm Tell's, fand durch den Waffenstillstand von Znaym ebenfalls ihr Ziel, nicht, weil dieses wackere Volk seine eigene Sache aufgab, sondern, weil die Oesterreicher, um deren Willen es die Waffen ergriffen hatte, ihre Truppen zurückzogen und dasselbe seinem Schicksale überließen. Im Monat Juli griff eine Armee von 40,000 Franzosen und Baiern

das Tyrol von der deutschen Seite her an, während General Ruska, von Klagenfurt aus, auf der südlichen Seite der Alpen eindrang. Ungeschreckt durch diese doppelte und furchtbare Invasion, gingen die Tyroler auf den Feind, so wie er in ihre Gebirge eindrang, los und schlugen ihn. Das Schicksal einer 10,000 Mann starken Division baierischer und französischer Truppen, die sich in das obere Innthal wagte, wird die siegreiche Taktik der Tyroler einigermaßen ins Licht setzen.

Die feindlichen Truppen rückten in einer langen Kolonne auf einer Straße vor, die auf der einen Seite von dem hier tiefen und reißenden Inn und auf der andern von einer senkrechten Felswand begrenzt ist. Der Vortrab kam, ohne Widerstand zu finden, nach Prutz, dem Ziele des Marsches, und das Hauptkorps wagte sich daher auch immer tiefer in diesen furchtbaren Paß, der immer enger wurde, und wo die Felsen über den Häuptern der Vorrückenden ein Gewölbe zu bilden schienen. Außer dem Gekrächze der aus ihren Horsten aufgescheuchten Adler und dem Rauschen des Flusses ward kein Laut gehört, und auf den zum Theil in dichten Nebel gehüllten Felsenspitzen kein menschliches Wesen gesehen. Endlich hörte man einen Mann, der über die Kluft hinüberrief: Sollen wir anfangen? Nein! antwortete mit einem gebieterischen Tone Einer, der als der Wortführer eine höhere Region zu bewohnen schien. Das baierische Korps

machte Halt und wollte von seinem General Befehle einholen, als plötzlich das schreckliche Losungswort gehört ward: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit laßt Alles los!" Felsenstücke und Baumstämme, die lange und in Menge zu diesem Zwecke aufgehäuft lagen, rollten nun in jeder Richtung mit reißender Schnelligkeit herab, während das mörderische Feuer der Tyroler, die niemals fehlschießen, aus jedem Busche, jedem Loche, jedem Schlupfwinkel, wo der Schütze sicher stand, hervorsprühte. Da dieser schreckliche Angriff in dem ganzen Raume, den die Kolonne einnahm, auf einmal erfolgte, so verlor der Feind in einem Augenblick zwei Drittel seiner Mannschaft; und jetzt brachen die Tyroler, mit Schwertern, Speeren, Aexten, Sensen, Prügeln und andern ländlichen Werkzeugen bewaffnet, aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um die Uebriggebliebenen vollends niederzumachen oder in die Flucht zu jagen. Da der Vortrab, welcher Prutz erreicht hatte, sich ergeben mußte, so sollen wenige von den 10,000 Eingedrungenen aus diesem verderblichen Passe herausgekommen seyn.

Allein ungeachtet ihres Muthes, ungeachtet der natürlichen Stärke ihres Landes, konnten sich die Tyroler doch nicht mehr behaupten, als der Friede mit Oesterreich Buonaparte gestattete, seine sämmtlichen unermeßlichen Hülfsmittel zur Eroberung dieser Gebirge zu verwenden. Sogar Oesterreich, dasselbe Oesterreich, für dessen Sache sie gefochten und die größ-

ten Gefahren bestanden hatten, dachte nicht daran, in dem Frieden etwas für sie zu bedingen, sondern begnügte sich, sie zur Niederlegung der Waffen zu ermahnen. Der Widerstand ward demnach als zwecklos aufgegeben; Hofer, der Hauptanführer der Tyroler, legte sein Kommando nieder, und die Baiern kamen wieder in den Besitz eines Landes, das sie durch eigene Anstrengungen nie wieder erobert haben würden. Hofer und ungefähr dreißig Anführer dieser wackern Vaterlandsvertheidiger wurden hingerichtet, zur Sühne für den durch ihre Tapferkeit angerichteten Schaden. Allein ihr Ruhm war wie ihr unsterblicher Geist der Gewalt des Richters und des Henkers entrückt, und die Stätte, wo ihr Blut floß, ist dem Freunde der Freiheit eben so heilig, als dem Gottesverehrer der innere Raum eines Tempels.

Diese Aufwallungen des Nationalgeistes, die sich zuerst in Spanien, dann in den Unternehmungen Schills und des Herzogs von Braunschweig gezeigt, und in der Vertheidigung Tyrols so furchtbar gewirkt hatten, sah Napoleon nicht ohne große Besorgniß. Er erkannte in diesen Insurrektionen die furchtbaren Vorzeichen, daß er es in seinen künftigen Kriegen nicht blos mit den Regierungen, sondern auch mit dem Haß der Völker zu thun haben werde; nicht blos den, wenn auch großen, doch immer noch berechenbaren Widerstand gedungener Soldaten, sondern den Widerstand der ganzen Bevölkerung würde bekämpfen

müssen,

müssen, der sich jeder Berechnung entzieht und für welchen selbst die Unordnung und die Flucht nicht nur ein Rettungsmittel, sondern sogar eine Waffe werden kann.

Es war demnach der Politik Napoleons angemessen, jeden Aufruf, wodurch die europäischen Herrscher ihre Völker zur Selbstvertheidigung und zur Bekämpfung der französischen Herrschsucht auffordern mochten, in ein gehässiges und falsches Licht zu stellen. Gegen alle Aufforderungen dieser Art heuchelte er den größten Abscheu, als enthielten sie jakobinische und antisociale Grundsätze, die ganz dazu geeignet seyen, die schrecklichen Gräuel der französischen Revolution zurückzuführen. Der Moniteur gab einen besondern Aufsatz über die Freyheitsverheissungen und Aufforderungen zu nationaler Einheit und nationaler Rache, die damals in Deutschland im Umlauf waren. Diese wurden mit dem Freiheits- und Gleichheitsgeschrei verglichen, wodurch die französischen Republikaner in den ersten Tagen der Revolution die Schutzwehren und die Gesinnungen derselben Nationen untergruben und verdarben, die sie nachmals angriffen, indem sie ihre demokratischen Doctrinen als das vorzüglichste Mittel gebrauchten, sich den Weg zu ihrem Waffenglücke zu bahnen. Der Moniteur behandelte daher solche Versuche, das Volk für allgemeine Vertheidigung zu begeistern, gleich dem Gebrauche vergifteter Waffen oder anderer Mittel, die sich mit den

Gesetzen eines civilisirten Krieges nicht vertragen. Auch General Pelet, der natürliche Bewunderer des Herrschers, zu dessen Siegen er mitgewirkt, zeigt dieselbe heilige Scheu gegen die Aufforderung einer ganzen Nation zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit. Er eifert gar sehr gegen die Verkehrtheit und Unpolitik und selbst gegen den Undank legitimer Fürsten, die sich revolutionärer Aufhetzungen gegen Napoleon bedienten, der doch der französischen Revolution mit allen den Uebeln, die sie während ihrer Dauer über die bestehenden Monarchien brachte, ein Ende gemacht hatte. Er fragt, was aus der Welt geworden seyn würde, wenn Napoleon hinwiederum den Nationalgeist entflammt und das gemeine Volk durch eine demokratische Sprache gegen die bestehenden Regierungen aufgeregt, und solchergestalt eine Wiedervergeltung geübt hätte, die er stets gewissenhaft verabscheut haben soll. Es wird sogar behauptet, die Sache der Civilisation und der guten Ordnung werde gefährdet durch einen Aufruf an die Bevölkerung, sich gegen eine fremde Invasion mit den Waffen in der Hand zu erheben.

Diese Bemerkungen, die nur eine Wiederholung von Napoleons eigenen Worten sind, schlagen in unsern Gegenstand ein und verdienen daher eine besondere Prüfung.

Zuförderst läugnen wir gänzlich, daß ein Aufruf an die Spanier, die Tyroler oder die Deutschen,

oder irgend ein anderes Volk, das von einem siegreichen Feinde unterjocht worden ist, irgend etwas mit den demokratischen Lehren gemein habe, wodurch während der französischen Revolution die unteren Volksklassen zur Plünderung der Reichen, zur Verbannung der Edlen, und zur Ermordung redlicher und rechtschaffener Menschen aufgehetzt wurden.

Sodann müssen wir darauf aufmerksam machen, wie widersprechend es ist, wenn Napoleon einerseits als der Bändiger der Revolution und als der Freund und die Stütze der wankenden Throne gepriesen wird, und wenn er sich selbst auf der andern Seite für den wahren Messias der Grundsätze jener Umwälzung gehalten wissen will, und von seinen Anhängern auch wirklich dafür gehalten wird. Wie konnte er, der dem Beispiele der Souveraine, welche die revolutionären Grundsätze angerufen hatten, nicht folgen wollte, weil er dieselben für verbrecherisch und höchst gefährlich hielt, sich dennoch folgendes Gerede erlauben: „Die großen Grundsätze unserer Revolution, ihre großen und schönen Wahrheiten werden bleiben; so sehr haben wir sie mit Ruhm, mit Denkmählern, mit Wunderthaten durchflochten. Von der französischen Tribune ausgegangen, mit dem Lorbeer des Sieges gekrönt, durch das Zujauchzen der Völker begrüßt u. s. w. müssen sie ewig herrschen. Sie werden der Glaube, die Religion, die Moral aller Nationen der Welt seyn. Und jene merkwürdige Epoche wird sich,

was man auch dagegen sagen mag, an mein Andenken knüpfen, denn ich war es, der die Fakel emporhielt und den Grundsätzen jener Periode die Weihe gab, und nun ihr Opfer bin." Diese Ansprüche Napoleons, die hier mit seinen eigenen Worten angeführt sind, lassen sich wahrlich nicht mit seinem angeblichen Wohlwollen für die alten europäischen Regierungen und auch nicht mit dem Verdienste vereinigen, das er sich erworben haben will, durch die Weigerung, sich des großen Hebels der Revolution gegen diese wankenden Throne zu bedienen.

Die Wahrheit ist, daß eine solche Weigerung nicht Statt gefunden hat, denn Buonaparte trug, gleich andern weniger kecken Eroberern, kein Bedenken, von jedem bürgerlichen Zwiespalt in den Ländern, mit denen er Krieg führte, Nutzen zu ziehen, und war stets bereit, Insurrektionen im feindlichen Lande entweder zu begünstigen oder hervorzurufen. Seine Verbindungen mit den unzufriedenen Irländern und Polen sind bekannt genug; seine Intriken in Spanien beruhten auf der Aufhetzung des Volks gegen die Lehensherren und die königliche Familie; und, um gerade bei diesem Kriege stehen zu bleiben, worin er auf alle revolutionären Umtriebe gegen die Oesterreicher verzichtet haben will, so erließ er nachstehenden Aufruf an die ungarische Nation:

„Ungarn! Der Augenblick der Wiedererlangung Eurer Unabhängigkeit ist da. Ich gewähre Euch den

Frieden, die Integrität Eures Gebiets, die Unverletzlichkeit Eurer Staatseinrichtungen, sowohl der bereits bestehenden, als derjenigen, die der Zeitgeist hervorrufen mag. Ich verlange nichts von Euch, sondern möchte Euch nur frei und unabhängig sehen. Eure Verbindung mit Oesterreich war Euer Unglück; Euer Blut ist für dasselbe in entfernten Ländern geflossen und Eure heiligsten Interessen sind stets denjenigen der österreichischen Erbstaaten zum Opfer gebracht worden. Euer Land ist der schönste Theil der österreichischen Monarchie und doch wird es nur als eine Provinz behandelt. Ihr habt Nationalsitten, eine Nationalsprache und könnt Euch eines alten, glorreichen Stammes rühmen. So besteht denn fortan als eine Nation. Wählt Euch einen König, der mitten unter Euch und für Euch allein regiert . . . . . . folgt dem Beispiele Eurer Vorfahren. Versammelt Euch zu einem allgemeinen Landtag auf den Feldern von Racos und laßt mich Euren Entschluß wissen!"

Dieser Aufruf beweist zur Genüge, daß der, von dem er ausging, kein Bedenken trug, die Unterthanen einer bestehenden Regierung gegen dieselbe aufzureizen. Wenn auch die bestimmte Sprache des republikanischen Frankreichs darin vermißt wird, so ist nicht zu übersehen, daß ihm niemand geglaubt haben würde, wenn er, der Vernichter der französischen Republik, in bestimmten Ausdrücken die Absicht an den Tag gelegt hätte, irgendwo eine Republick zu errich-

ten; zweitens, daß die republikanische Sprache in seiner Armee und unter seinen Truppen Erinnerungen geweckt haben würde, die ihm hätten gefährlich werden können.

Sein angebliches Verdienst, die Unterthanen nicht gegen die Regierungen aufgestiftet zu haben, beruht daher einmal auf einer unrichtigen Darstellung der Thatsachen und dann kann dasselbe, in sofern es Grund hat, eben so wenig seiner Achtung für die Rechte der Regierungen oder die bestehende Ordnung der Gesellschaft zugeschrieben werden, als der edle, patriotische Sinn, der Schill, Hofer und ihre Anhänger beseelte, mit den antisocialen Lehren jener wilden Demagogen verwechselt werden darf, deren einziger Zweck, Gewalt und Raub, deren letzter Grund die Guillotine war.

Zweites Kapitel.

Betragen von Rußland und England während des Krieges mit Oesterreich. – Rüstungen der Engländer. – Betrachtungen über dieselben. – Expedition von Walchern. – Das Mißlingen derselben. – Handlungsweise Napoleons gegen den Pabst. – Unklugheit und Inconsequenz derselben. — Nachweisungen darüber. — General Miollis rückt in Rom ein. — Napoleon erläßt ein Dekret, um den Kirchenstaat dem französischen Reiche einzuverleiben. — Er wird in Kirchen-

dann gethan. — Pius VII. wird aus Rom verbannt und nach Grenoble gebracht, — später nach Savona. — Betrachtungen über dieses Verfahren. — Buonaparte wird von einem Meuchelmörder angefallen. — Absichten und Zweck des Verbrechers. Unterzeichnung des definitiven Friedensvertrags zu Schönbrunn. — Dessen Bestimmungen. — Napoleon kehrt am 14ten November 1809 nach Frankreich zurück. —

Die Bedingungen des Friedens mit Oesterreich kamen erst am 14ten Oktober 1809 ins Reine, obgleich der Waffenstillstand drei Monate früher unterzeichnet worden war. Wir benützen diesen Zwischenraum, um anderer merkwürdiger Ereignisse zu erwähnen, die sich im Laufe dieses verhängnißvollen Sommers zutrugen. Zu diesem Ende müssen wir vorerst einen Blick auf das Betragen Rußlands und Englands während des Krieges werfen.

Ungeachtet der zwischen den Kaisern Alexander und Napoleon bestehenden persönlichen Freundschaft, ungeachtet ihrer Verpflichtungen, die sie zu Tilsit eingegangen und erst vor kurzem in Erfurt erneuert hatten, so scheint man Rußland doch nicht dahin vermocht zu haben, in einem Kriege, der die Vernichtung oder völlige Demüthigung Oesterreichs zum Zwecke hatte, mit Napoleon gemeinschaftliche Sache zu machen. Das Kabinet von St. Petersburg versäumte allerdings nicht, sich der Vortheile zu versichern, die Rußland in den oben angeführten Konferenzen eingeräumt wurden. Finnland wurde erobert, von

Schweden, zu dem es so lange als Provinz gehört hatte, abgerissen und Rußland einverleibt, das dadurch eine äusserst vortheilhafte Grenze erhielt. Auch führte Rußland mit Frankreichs Erlaubniß Krieg mit der Pforte, um sein Gebiet durch die Eroberung der Moldau und Wallachei zu vergrössern. Allein, obgleich der petersburger Hof den einen dieser Vortheile bereits gewonnen hatte und nahe daran war, auch den andern zu erlangen, so sahen doch die russischen Minister mit Besorgniß auf das Schicksal, mit dem Oesterreich bedroht war, hin, um so mehr, als sie selbst durch einen Vertrag sich verpflichtet hatten, zu seiner Vernichtung mitzuwirken. Wir haben gesehen, daß Rußland gerne den Krieg verhindert hätte; es mußte aber jezt wider seinen Willen daran Theil nehmen; doch konnte man in dem Manifeste des Fürsten Gallitzin, der mit 30,000 Russen in Gallizien einrückte, kaum die Sprache eines feindlich gesinnten Staates erkennen. Es hieß darin, der Kaiser habe alles, was in seiner Macht stand, gethan, um zu verhindern, daß es so weit käme; da aber der Krieg nun einmal ausgebrochen sey, so sey er durch die Traktate verpflichtet, die bestimmte Anzahl von Hülfstruppen zu stellen. Die Russen gingen nur langsam zu Werk und benahmen sich in Oesterreich mehr als Verbündete, denn als Feinde. Einige der höheren russischen Offiziere bekannten geradezu, ihre Politik sey derjenigen des Kaisers völlig entgegen und

drey Viertel der die Territorialdivisionen in Rußland kommandirenden Generale dächten ebenso. Diese Sprache, in Verbindung mit der ungewöhnlichen Langsamkeit und Milde, wurde für den Augenblick nicht beachtet, aber sorgfältig als eine grobe Beleidigung vorgemerkt, bis nach der Ansicht Napoleons die Zeit gekommen war, Rußland dafür, daß es seine Erwartungen getäuscht hatte, zur Rede zu stellen.

Englands Anstrengungen zu jener Zeit waren durch ihre Beschaffenheit und ihren Umfang ganz dazu geeignet, die Welt in Erstaunen zu setzen. Seine Flagge schien die Seeküsten Italiens, Spaniens, der jonischen Inseln und der Ostsee im buchstäblichen Sinne zu überschatten. Wo immer nur einiger Widerstand gegen Napoleons Joch sich regte, ward der Beistand Englands angerufen und auch gerne gewährt.

In Spanien besonders zeigten die brittischen Truppen unter der Anführung eines Feldherrn, der bald die besten französischen Generale übertreffen sollte, ihre gewöhnliche Tapferkeit unter Auspicien, die dafür bürgten, daß sie mehr als bloßen Glanz zur Folge haben würde.

Indessen zeigten die brittischen Gewalthaber, ob sie gleich ein umfaßenderes, kühneres, zugleich aber auch ein weisseres System der Kriegführung angenommen hatten, doch bei einer sehr wichtigen Gele-

genheit, daß sie wenigstens zum Theil noch nicht ganz die alten Vorurtheile abgelegt hatten, wodurch die Anstrengungen Großbritaniens zu Gunsten der Freiheit der Welt so lange ohne rechten Erfolg geblieben waren.

Der allgemeine Grundsatz stand zwar fest, den Unternehmungen Englands eine solche Richtung zu geben, daß dadurch der Sache Europas der größte Vorschub geleistet werde, und den Interessen Napoleons der größte Abbruch geschehe; doch wünschte man dabei zugleich den besondern und eigenthümlichen Vortheil Englands zu befördern, und das, was man insbesondere einen brittischen Zweck nannte, zu erreichen. Einige englische Minister glichen in dieser Hinsicht gewissermassen den alten Judenchristen, die, indem sie den christlichen Glauben annahmen, sich noch immer an die äußeren Gebräuche des Judenthums gebunden glaubten und so die Vorurtheile des jüdischen Volkes, durch die es den übrigen Menschen fremd blieb, beibehielten.

Es ist kein Wunder, daß die Stimme dessen, was im Grunde nichts als Selbstsucht ist, in den Berathungen über Nationalangelegenheiten mehr Gehör findet, als sie es verdient; denn in diesem Fall führt sie die Sprache eines gewissen Patriotismus, der nur das gegen sich hat, daß er in seinem Eifer zu ausschliessend ist. Ein solcher Patriotismus ist indeßen sehr zu beklagen, weil er starke Seelen schwächt

und weise Männer irre führt, wovon die Geschichte Großbritanniens nur zu viele Beispiele aufweist.

Ausser den bereits auf der Halbinsel befindlichen Streitkräften hatte Großbritannien die Mittel und den Willen, 40,000 Mann auf 35 Linienschiffen und 20 Fregatten nach dem Continent zu senden, um damit überall Hülfe zu leisten, wo es von Nutzen seyn konnte. Eine solche Macht, an der spanischen Küste ans Land gesetzt, würde den langen und blutigen Kampf in diesem Lande schnell entschieden, viel brittisches in jenem anhaltenden Kriege verschwendetes Blut erspart und etwas ausgerichtet haben, was, wie der Sieg von Trafalgar, an den Ufern der Donau von Napoleon verspürt worden wäre. Nach Norddeutschland zu einer Zeit gesendet, wo Schill und der Herzog von Braunschweig noch nicht unterlegen waren, würde diese Macht das Mittel gewesen seyn, die sämmtlichen nördlichen Provinzen gegen Frankreich aufzuwiegeln zum Behuf einer Unternehmung, wozu die öffentliche Meinung schon vorbereitet war. Ein einziger glücklicher Schlag würde selbst Preußen ermuthigt und dieses bedrängte Königreich vermocht haben, den Kampf für seine Unabhängigkeit aufs Neue zu beginnen. Mit Einem Wort, Großbritannien würde die Ehre zu Theil geworden seyn, dasselbe Feuer anzuzünden, das, durch Rußland im Jahr 1813 angefacht, die französische Herrschaft in Deutschland vernichten und den Rheinbund auflösen half.

Unglücklicherweise schien keiner dieser wichtigen Zwecke den Urhebern der Expedition, von der die Rede ist, mit den brittischen Interessen genugsam in Verbindung zu stehen; es ward demnach beliebt, die besagte Macht gegen die starken Vestungen, die sumpfigen Inseln und gefährlichen Küsten der Niederlande zu verwenden, um dort die befindlichen Schiffswerfte zu zerstören und Schiffe wegzuführen.

Antwerpen war besonders das Ziel dieser Expedition. Ob nun gleich Napoleon großen Werth auf die Schiffswerfte und Seearsenale, die er an der Schelde hatte aufführen lassen, legte, so unterlag die Zerstörung derselben doch solchen Gefahren und Schwierigkeiten, die den Nuzen, den man sich dadurch für England versprach, bei weitem überwogen. Gesetzt auch, Napoleon hätte den Bau seiner Schiffe in der Schelde oder anderswo glücklich beendigen können, so wäre es ihm unter den damaligen Verhältnissen doch nicht möglich geworden, diese Schiffe zu bemannen, wenn er anders nicht seine Seeleute auf dem trockenen Boden, wie einst die Römer zur Zeit des Krieges mit Carthago, abrichten und bilden wollte. Hätte er aber auch die nöthigen Seeleute aufbringen können, wie viel Zeit würde verstrichen seyn, bis er eine solche Flotte in der Schelde hätte ausrüsten können, die nicht durch halb so viele brittische Schiffe geschlagen worden wäre. Von der Schelde her war England nur mit einer sehr entfernten Ge-

fahr bedroht; die Zerstörung der dortigen Anstalten stand, wenn sie auch möglich war, in keinem Verhältniß mit den Kosten und den Gefahren einer solchen Unternehmung. Außerdem mußten, ehe Antwerpen angegriffen werden konnte, die Inseln Beveland und Walchern genommen, und viele See- und Landgefechte bestanden werden, um auf den Punkt zu kommen, wo man allein grosse Resultate erwarten onnte.

Der Oberbefehlshaber der Expedition war der Graf von Chatham, in mancher Hinsicht der würdige Sohn seines Vaters, des großen Ministers, der aber in allen öffentlichen Aemtern, die er begleitet, eine Unthätigkeit und Schläfrigkeit gezeigt hatte, die in einer Unternehmung, wo alles auf Schnelligkeit und Entschlossenheit ankam, sehr nachtheilig werden mußte. Es ist merkwürdig, daß, obgleich der Charakter des Lord Chatham in dieser Beziehung allgemein bekannt war, doch die öffentliche Meinung aus Achtung für den berühmten Namen dieser Familie seine Ernennung nicht mißbilligte.

Am 30sten Juli landeten die Engländer auf den Inseln Süd-Beveland und Walchern und griffen am 1sten August den in der ganzen Nachbarschaft wichtigsten Ort Vließingen zu Land und zur See an, der sich am 15ten August ergab, und dessen Garnison 4- oder 5000 Mann stark, als kriegsgefangen nach England gesendet ward. Hier hatte indeß das Glück der

brittischen Waffen sein Ziel. Die Franzosen, anfangs sehr bestürzt, hatten Zeit, sich wieder zu fassen. Fouché, damals an der Spitze der Polizei, ja man darf sagen, der Regierung (denn er war gerade Minister des Innern), wußte in größter Eile ungefähr 40,000 Mann Nationalgarden unter die Waffen zu bringen und dadurch die Linientruppen zu ersetzen, die in den Niederlanden ganz fehlten. Indem er den kriegerischen Geist der französischen Bürger anfeuerte, was ihm ausnehmend gelang, bediente sich Fouché folgender Worte: „Möge Europa sehen, daß, obgleich Frankreich dem Genie Napoleons seinen Ruhm verdankt, es doch zur Vertheidigung seines Bodens seiner Gegenwart nicht bedarf.“ Diese Phrase drückte mehr Unabhängigkeit aus, als Napoleon lieb war, und zeigte von einem Selbstdünkel, der das Verdienst des Ministers aufwog.

Auch die von Fouché getroffene Wahl eines Befehlshabers der neuen Aufgebote gefiel nicht besser. Bernadotte, der Mann seiner Wahl, der von uns bereits als ein General von republikanischem Rufe bezeichnet worden ist, hatte sich zur Zeit der Erhebung Napoleons als dessen Widersacher benommen und es mit dem Direktorium gehalten. Jede Art von Rivalität, jeder Streit zwischen beiden hatte zwar längst aufgehört; gleichwohl hielt man Bernadotte kaum für einen wahren Freund des Kaisers, ob er gleich durch seine Verehelichung mit der Schwägerinn Josephs,

des eingedrungenen Königs von Spanien, mit der Napoleon'schen Familie einigermaßen verwandt war. In dem von uns beschriebenen Feldzuge von Wien befehligte Bernadotte, der zum Prinzen von Ponte-Corvo erhoben worden war, eine Division Sachsen und zog sich da den Tadel des Kaisers mehr als einmal zu, besonders wegen der Langsamkeit seiner Bewegungen in der Schlacht von Wagram. Der Prinz von Ponte-Corvo kam daher in einer Art von Ungnade nach Paris zurück, wo ihm Fouché und der Kriegsminister Clarke vorschlugen, die Vertheidigung Antwerpens zu übernehmen. Bernadotte, der zuerst diesen Auftrag nicht annehmen wollte, sich aber endlich doch dazu entschloß, benützte die ihm von den Engländern vergönnte Zeit, um den Platz in völligen Vertheidigungsstand zu setzen, und versammelte in der Stadt selbst und in ihrer Umgegend ein Heer von ungefähr 30,000 Mann. Man setzte durch Oeffnung der Schleußen das Land unter Wasser, errichtete große Batterien auf beiden Seiten der Schelde, so daß es beinahe unmöglich wurde, den Fluß heraufzukommen.

Die brittischen See- und Landoffiziere wurden unter sich selbst uneinig, wie es oft geschieht, wo sich die Schwierigkeiten häufen, und kein überlegener Geist da ist, der dieselben zu meistern versteht.

Der eigentliche Zweck der Expedition wurde deßhalb aufgegeben, die Flotte kehrte nach den englischen

Häfen zurück und die brittischen Truppen wurden, man weiß nicht aus welchem Grunde und mit welchen Erwartungen, lediglich zu der unseligen Eroberung der Insel Walchern verwendet. Auf diesen morastigen, mit Kanälen und Gräben, in denen das Wasser steht, durchschnittenen Inseln herrscht unaufhörlich ein äußerst pestilentialisches und bösartiges Fieber, das gleich den meisten ähnlichen Krankheiten den Fremden mehr zusetzt, als den Eingebornen, die durch Gewohnheit gewissermaßen dagegen abgestumpft sind. Diese schreckliche Krankheit brach unter unsern Truppen verheerend wie die Pest aus, raffte auf der Stelle einen großen Theil davon weg, und zerüttete die Gesundheit der Uebriggebliebenen für immer. Die Freude, womit Napoleon die Armee seines Feindes einem so traurigen und unglücklichen Tode geweiht sah, sprach sich selbst in seinen Bulletins aus, wie wenn diese verheerende Pest das Werk seiner eigenen Veranstaltung, und nicht die Folge des Klimas und des unglücklichen Zögerns, wodurch unsere Soldaten so lange hingehalten wurden, gewesen wäre. „Es ist uns lieb", schrieb er an den Kriegsminister, „daß die Engländer sich in die Moräste von Seeland eingepfercht haben. Man muß sich begnügen, sie dort im Schach zu halten; so wird die ungesunde Luft und das dort einheimische Fieber sie bald aufgerieben haben." Nach dem Verluste von weit mehr Menschen, als drei Feldschlachten gekostet haben würden, wur-

den endlich die Festungswerke von Vließingen gesprengt, worauf die Britten in ihr Vaterland zurückkehrten.

Die schlimmen Folgen dieser Expedition hatten auch jezt noch kein Ende. Der Entwurf und die Leitung derselben brachte Zwiespalt in das brittische Kabinet, die den zeitigen Austritt eines seiner fähigsten und beredtesten Mitglieder, Herrn Georg Canning, veranlaßte, der sich gerade in dem Augenblick von den öffentlichen Geschäften zurückzog, wo das Land am wenigsten seine Talente entbehren konnte. Auf der andern Seite sah das Publikum in der Beförderung des Marquis Wellesley zu der Stelle eines Kriegsministers eine Bürgschaft, daß die kräftigen, von diesem talentvollen und treflichen Staatsmanne angegebenen Maßregeln, von seinem Bruder Sir Arthur, der als General das Zutrauen und die Hoffnungen der Armee und des Volks immer mehr gewann, würden unterstützt und ausgeführt werden.

Während England sich solchergestalt abmühte, entschied Buonaparte in dem Schlosse von Schönbrunn, zunächst bei Wien, das Schicksal des Continents überall, wo brittischer Einfluß nicht hemmend in den Weg trat. Eine Revolution, die er mit leichter Mühe ausführte, und durch die er doch Europa, wegen der zahlreichen Erinnerungen, die sie weckte, mit Staunen erfüllte, war die Besitznahme der Stadt Rom und des Kirchenstaats überhaupt, wodurch der Pabst als weltlicher Fürst abgeschafft wurde.

Die größten Bewunderer Napoleons müssen zugeben, daß seine Politik, die weniger auf Grundsätze, als auf vorübergehende Umstände gebaut war, sich sehr schnell ändern konnte, je nachdem ihm irgend ein Ereigniß oder Zufall hiezu Veranlassung gab. So gab es z. B. keine tiefer gedachte und zweckmäßigere Maßregel, als das Concordat, wodurch er die Volksreligion Frankreichs wiederherstellte und dieses Land wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückbrachte. Um ein so grosses Verdienst würdig zu belohnen, war, wie wir gesehen haben, Pabst Pius VII. über die Alpen gegangen und nach Paris gereist, wo er, als Nachfolger des heiligen Peters, den Kaiser Napoleon einsegnete, und den Act seiner Krönung durch religiöse Feierlichkeiten verherrlichte. Man hätte glauben sollen, daß eine auf diese Weise geschlossene Freundschaft, die für den Pabst vom höchsten Werthe seyn mußte, und wodurch auch die Interessen Napoleons befördert wurden, wenigstens einige Jahre lang ungetrübt bestehen würde. Allein der Kaiser und der Pabst betrachteten sich stets mit mißtrauischen Augen. Pius VII. fühlte, daß er als Oberhaupt der Kirche dem Kaiser Napoleon sehr viel eingeräumt habe, so viel, daß er es kaum vor seinem Gewissen verantworten konnte, und erwartete daher von Buonaparte eine den Gewissenszweifeln, über die er sich hinweggesetzt hatte, angemessene Dankbarkeit. Der Kaiser schlug dagegen die ihm von seiner Heiligkeit

erwiesenen Dienste nicht so hoch an, und nahm auf jene Zweifel nur wenig Rücksicht.

Indem der Pabst in so manchen Stücken den Rechten der Kirche etwas vergab, tröstete er sich vielleicht damit, daß er hiezu gezwungen sey und als Gefangener handle; er verstand sich auch in der That zu größeren Opfern, als irgend einer seiner Vorgänger seit den Zeiten Konstantins. Darum mag er sich für doppelt verpflichtet gehalten haben, nicht nur das, was ihm von der Macht seiner Vorgänger übrig geblieben, standhaft zu behaupten, sondern auch, falls sich Gelegenheit dazu darbieten sollte, einiges von dem, was er wider seinen Willen abgetreten hatte, wieder zurückzufordern. In dieser Lage nun glaubte sich Pius der Siebente gefälliger gegen Buonaparte erwiesen zu haben, als recht war, während Napoleon, der die Vereinigung Frankreichs mit Rom, in religiöser Beziehung, als sein eigenes Werk betrachtete, sich deßwegen zu noch größeren Ansprüchen berechtigt glaubte, als ihm Seine Heiligkeit bereits gewährt hatte.

Bei seiner ersten Rückkehr nach Italien äusserte sich der Pabst sehr günstig über Napoleon, den er in der Anrede an das Kardinalskollegium als den mächtigen Kaiser von Frankreich bezeichnete, dessen Name in den entferntesten Weltgegenden genannt werde, durch den der Himmel die Religion in Frankreich, als sie im äussersten Verfall gewesen, wiederhergestellt, und der ihn persönlich mit der größten Aus-

zeichnung und Gefälligkeit behandelt habe, und dafür die höchste Achtung und Dank verdiene.

Doch beschwerte sich Napoleon darüber, daß Pius der Siebente später allmählig die Feinde Frankreichs zu Rath zog, und denen Gehör gab, die ihm riethen, die Rechte der Kirche höher zu halten, als die Gunst des Kaisers. So entstand ein geheimer, beständiger Krieg zwischen dem Kaiser und dem Pabst; jener wollte seine neu erlangte Gewalt ausdehnen und befestigen, dieser die noch übrigen Vorrechte der Kirche behaupten und wahren.

Gleichwohl ist es wahrscheinlich, daß, hätte es sich nur um kirchliche Gegenstände gehandelt, Napoleon einen offenen Bruch mit dem heiligen Vater vermieden haben würde, der, wie er wohl wußte, großes Aergerniß geben mußte. Allein unter den vorliegenden Umständen reizte das zeitige Besitzthum des Pabstes seinen Ehrgeiz in hohem Mase. Dieses liegt wie man weiß, zwischen dem Königreich Neapel das damals Joachim Murat beherrschte, und den nördlichen Provinzen Italiens, die durch die letzte Einverleibung von Toskana, sämmtlich in einen Staat vereinigt, und unter dem Namen eines Königreichs Italien ein Theil des französischen Reiches geworden waren. Solchergestalt stand auf der ganzen italienischen Halbinsel der einzige Kirchenstaat weder unmittelbar noch mittelbar unter dem Einflusse des französischen Kaiserreichs; und da er das neapolitanische Gebiet von dem

französischen schied, so ward dadurch den brittischen Truppen sowohl von Sizilien als Sardinien her eine Landung und, was Napoleon nicht minder sorgsam zu verhindern suchte, die Einfuhr englischer Fabrikate beträchtlich erleichtert. Der Krieg mit Oesterreich im Jahre 1809, und die große Armee, die der Erzherzog Johann damals nach Italien führte, und mit der er, ohne den Unfall bey Eckmühl, viel Großes hätte ausrichten können, machten dem Kaiser die Unabhängigkeit des Kirchenstaats noch mißfälliger und verdächtiger.

Sein Botschafter erhielt daher den Auftrag, dem Pabst die Nothwendigkeit vorzustellen, den Engländern seine Häfen zu schließen und dem Continentalsystem, so wie dem zwischen den Königreichen Italien und Neapel geschlossenen Bündnisse beizutreten, oder mit andern Worten, an dem Kriege mit Oesterreich und England Theil zu nehmen. Pius der Siebente verschloß seine Häfen sehr ungern; an dem Kriege aber wollte er durchaus nicht Theil nehmen. Er sey, sagte er, der Vater aller christlichen Nationen, und könne als solcher nicht gegen irgend eine Krieg führen.

Diese Weigerung brachte den Kaiser in Harnisch. Um sich, wie er sagte, gegen die von dem Starrsinne des heiligen Vaters zu befürchtenden Nachtheile zu sichern, ließ er sofort die Städte Ancona und Civita-Vecchia von französischen Truppen besetzen, die dort

auch keinen Widerstand fanden, weil keiner geleistet werden konnte.

Durch diesen Gewaltstreich, zu dem der Pabst aus Klugheit, und weil er ihn doch nicht abwenden konnte, wohl gerne hätte schweigen mögen, erreichte Buonaparte, wie es scheint, seine nächsten Zwecke; auch würde er sich wahrscheinlich damit begnügt und den Skandal eines offenen und unheilbaren Bruches mit Pius dem Siebenten vermieden haben, hätte er sich nicht erinnert, daß Rom die Hauptstadt der christlichen Welt gewesen, und daß die Universalherrschaft, wonach er strebte, wohl nie in ihrer vollen Majestät, wie er wünschte, anerkannt werden würde, wenn nicht die alte Hauptstadt der Welt auch seiner Herrschaft unterworfen wäre.

Napoleon war selbst ein Italiener und zeigte seinen Vaterlandssinn durch die Vorliebe zu diesem Lande, dem er alle die Wohlthaten die aus seiner Regierung hervorgingen, in reichlicherem Maaße zukommen ließ, als irgend einem andern Theile seines Gebiets. Dieser hochfliegende Geist schwelgte in dem stolzen, und, hätte er ohne Verletzung wohlerworbener Rechte ausgeführt werden können, auch edlen Gedanken, die schöne Halbinsel Italiens in ein Königreich zu vereinigen, wovon Rom auch einmal die Hauptstadt werden sollte. Er schmeichelte sich auch mit der Hoffnung, die ewige Stadt aus ihrem Schutt zu erheben, ihre alten Denkmähler zu erhalten, und so viel wie mög-

lich ihren ehemaligen Glanz herzustellen. Dergleichen Plane, die Napoleon um so mehr gefielen, weil ein Ruhm damit verbunden war, den keine andere Eroberung hätte gewähren können, mußten für einen, durch beständiges Glück gegen den gewöhnlichen Genuß des Sieges abgestumpften Geist großen Reiz haben, und die Ueberzeugung, daß die weltliche Herrschaft des Pabstes, mit diesem schönen Traum der Wiederherstellung Roms und Italiens unverträglich sey, brachte ihn ohne Zweifel zu dem Entschluß, dieser Macht ein Ende zu machen.

Am 2ten Febr. 1809 nahm General Miollis mit einem französischen Truppenkorps von Rom selbst Besitz; löste die päbstliche Edelgarde auf, und sandte die übrigen Truppen nach dem nördlichen Italien, indem er ihnen zur Belohnung versprach, daß sie von nun an nicht mehr unter den Befehlen eines Priesters stehen sollten. Die französischen Kardinäle oder jene die in den von den Franzosen besetzten oder ihnen unterworfenen Ländern geboren waren, wurden in ihre Heimath zurückgewiesen, damit der heilige Vater keinen Beistand in dem Conclave finden möchte. Der Beitritt zu dem italienischen Offensiv und Defensiv-Bündniß ward hierauf dem Pabst als das einzige Versöhnungsmittel dringend empfohlen, so wie die Abtretung eines Theils des Kirchenstaats, damit ihm der übrige bleibe. In Beziehung auf die beiden Punkte, hatte Pius VII. seinen Entschluß gefaßt; er wollte sich

weder zu einem Bündniß verstehen, mit dem sein Gewissen sich nicht befreunden konnte, noch zugeben, daß der heilige Stuhl eines Theils seines Besitzthums beraubt werde. Dieser vortreffliche Mann wußte, daß, obgleich die zeitliche Macht des Pabstthums verschwunden zu seyn schien, doch alles von dem Muthe abhänge, den der Pabst persönlich an den Tag lege.

Endlich erließ Napoleon am 17ten Mai ein Dekret, worin er, als Nachfolger Karls des Großen, Folgendes erklärte:

1.) Sein erlauchter Vorfahrer habe den römischen Bischöfen die Stadt Rom und andere Gebietstheile als Lehen verliehen, ohne auf die Souverainität über dieselben zu verzichten.

2.) Die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht sey die Quelle unaufhörlichen Zwists gewesen, den viele Päbste benutzt hatten, um unter dem Vorwande ihr geistliches Ansehen zu behaupten, einzig ihre weltliche Herrschaft auszudehnen.

3.) Die weltlichen Ansprüche des Pabstes seyen mit der Ruhe und Wohlfahrt der von Napoleon beherrschten Nationen unverträglich, und alle Vorschläge, die er in dieser Hinsicht gemacht habe, seyen verworfen worden. Sonach wurde durch dieses Dekret die Wiedervereinigung des Kirchenstaates mit dem französischen Reiche verfügt. Einige folgende Artikel bezogen sich auf die Erhaltung der klassischen Monumente, setzten dem Pabst ein freies Einkommen von

2 Millionen Franken aus, und erklärten, daß das Eigenthum und der Palast des päbstlichen Stuhls frei von allen Lasten und jeder Art von Aufsicht seyen. Schließlich ward noch in diesem Dekret die innere Verwaltung Roms durch ein Consultum- oder Regierungskommission festgesetzt und diese ermächtigt, die italienische Verfassung einzuführen. Eine am 10ten Juni in Folge des kaiserlichen Rescripts erlassene Proklamation dieser Kommission erklärte, daß die weltliche Herrschaft Roms an Napoleon übergegangen sey, daß aber doch Rom fortwährend der Sitz des sichtbaren Oberhaupts der katholischen Kirche bleiben werde.

Man war ohne Zweifel der Meinung, der Pabst würde sich bewegen lassen, in die Vernichtung seiner weltlichen Macht einzuwilligen, wie man ja auch die spanischen Bourbons zur Verzichtung auf die spanische Krone, ihr Erbtheil, vermocht hatte. Allein Pius VII. bewies weit mehr Seelenstärke. In derselben Nacht, wo die Proklamation der neuen Regierung ihm sein weltliches Ansehen vollends entzog, griff das Oberhaupt der Kirche zu seinen geistlichen Waffen und erklärte im Namen Gottes, und von ihm hiezu ermächtigt, in einem von ihm selbst verfaßten, mit dem Fischerring gesiegelten Dokument, Napoleon, der Kaiser der Franzosen, habe mit seinen Anhängern, Helfern und Rathgebern die feierliche Strafe der Verbannung verdient, die er hiemit auch gegen sie aus-

spreche. Zur Ehre des Pabstes muß man hinzufügen, daß dieser Bannspruch, sehr verschieden von den Bullen, die seine Vorgänger in ähnlichen Fällen erließen, ausschließlich als eine religiöse Strafe verkündigt ward, und eine Clausel enthielt, des Inhalts, daß durchaus kein Angriff gegen die Person des Kaisers oder eines seiner Anhänger damit bezweckt werde.

Der Kaiser war über den Starrsinn und diesen kühnen Schritt des Pabstes sehr erbost und beschloß, ihn dafür zu bestrafen. In der Nacht vom 5ten auf den 6ten Juli drangen französische Soldaten in den von dem Pabst bewohnten Quirinalpalast mit Gewalt ein, und General Radet erschien vor dem heiligen Vater mit der Forderung, auf die Herrschaft über den Kirchenstaat sofort zu verzichten. „Ich darf, ich will, ich kann dies nicht thun", sagte Pius VII.; „ich habe zu Gott geschworen, das Besitzthum der heiligen Kirche unverletzt zu erhalten. — Ich werde meinen Eid nicht brechen." Der General erwiederte hierauf: Seine Heiligkeit möge sich nur gefaßt machen, Rom zu verlassen. „Dies ist also des Kaisers Dank," rief der bejahrte Pabst aus, „für das, was ich an der gallikanischen Kirche und an ihm selbst gethan habe? Vielleicht habe ich dadurch in den Augen Gottes gesündigt und er will mich jetzt dafür strafen; ich ergebe mich in seinen göttlichen Willen."

Um drei Uhr des Morgens wurde der Pabst mit dem Kardinal, der ihn begleiten durfte, in den Wa-

gen gebracht und so mit Gewalt aus Rom entführt. Als sie in das Thor del Popolo kamen, bemerkte der General, Se. Heiligkeit könne auch jetzt noch in die Abtretung seiner Staaten willigen. Der Pabst schlug es abermals rund ab, und der Wagen fuhr weiter.

Zu Florenz wurde Pius von dem Kardinal Pacca, der einzigen Person seines Hofes, die ihn bisher begleitet hatte, getrennt; an die Stelle des Generals Radet trat jetzt ein Gensd'armenoffizier. Nach einer beschwerlichen, zuweilen in einer Sänfte, zuweilen bei Fakelschein zurückgelegten Reise wurde der betagte Pabst nach Alexandria eingeschifft, von da nach Mondovi und endlich über die Alpen nach Grenoble gebracht.

Der ungewohnte Anblick des Pabstes, der auf seiner geheimnißvollen Reise wie ein Staatsgefangener von Gensd'armen bewacht wurde, fing an, die Bevölkerung des südlichen Frankreichs zu interessiren. Große Volkshaufen versammelten sich und baten, vielleicht mit größerer Aufrichtigkeit, um den Segen des heiligen Vaters, als zur Zeit, wo er als Gast Napoleons mit dem größten Glanze empfangen wurde.

Nach Verlauf von zehn Tagen schien Grenoble nicht fürder mehr ein ziemender Aufenthaltsort für Seine Heiligkeit zu seyn und zwar wahrscheinlich deßwegen, weil er dort zu viel Aufmerksamkeit erregte; er wurde also abermals auf die italienische Seite der Alpen, nach Savona, gebracht. Man sagt, er sey hier mit ziemlicher Härte behandelt worden, und we-

nigstens eine Zeitlang auf sein Zimmer beschränkt gewesen. Der Präfect von Savoyen, Herr von Chabrol, überreichte Sr. Heiligkeit ein Schreiben Napoleons, worinn er ihm seinen Starrsinn in starken Ausdrücken vorwarf, und ihm drohte, in Paris ein Concilium von Bischöfen zusammenzurufen, um ihn absetzen zu lassen. „Ich will seine Drohungen zu den Füßen des Kruzifixes niederlegen,“ sagte Pius, mit der Festigkeit, die ihn in allen seinen Leiden aufrecht erhielt, „und überlasse es Gott, meine Sache zu rächen, denn es ist die seine.“

Die Gefühle der Katholiken mußten offenbar am meisten verletzt werden, weil nach ihrem Glauben das Oberhaupt der Kirche einen heiligen, man kann sagen, einen göttlichen Charakter hat. Allein die Protestanten zürnten kaum weniger als die Katholiken über die Mißhandlung, die ein Greis, ein Priester, ein Fürst, vor kurzem noch der Freund und Gast Napoleons, nur deßwegen erlitt, weil er das Gut der Kirche nicht abtreten wollte, das er seinen Nachfolgern ungeschmälert zu hinterlassen feierlich geschworen hatte. Bei reiferem Nachdenken scheint sich Napoleon selbst des Schrittes geschämt zu haben; er suchte denselben von sich abzuwälzen, wollte ihn jedoch zugleich wenigstens als politische Maßregel rechtfertigen. *)

*) Siehe Las Cases Vol. I. p. 12. und 13. Er gesteht selbst ein, daß er als Mensch und als Offizier es verweigert haben würde, die Wache bei dem Pabste zu versehn, „dessen Fort-

Aber auch von dem Standpunkte der Politik aus betrachtet, war diese Maßregel der gröbste Fehler, und den Interessen des Kaisers und Frankreichs nachthei-

schaffung nach Frankreich ohne meinen Befehl geschah," fügte er hinzu. Als Las Cases hierüber stutzte, so fuhr er fort, was er gesagt habe, sey gänzlich wahr, so wie noch vieles andere, das er mit der Zeit erfahren werde. „Uebrigens," setzte er hinzu, „müssen Sie die Handlungen eines Souverains, der als moralische Person handelt, von denen eines Privatmannes unterscheiden, den keine Rücksichten verhindern, seinen eigenen Gefühlen zu folgen. Die Politik erlaubt, gebietet zuweilen sogar, einem Fürsten etwas zu thun, was von einem Privatmanne unverzeiblich wäre." Was dieses Läugnen betrifft, so scheint es aus der Luft gegriffen, die vorgebrachte Entschuldigung aber würde jegliches Verbrechen rechtfertigen, das ein Machiavell oder ein Achitophel vorschlagen oder empfehlen möchte. Die Anhänger Napoleons möchten die Gewaltthätigkeiten, die gegen den Pabst verübt wurden, Murat zur Last legen. Aber wenn Murat es gewagt hätte, so viel auf sich zu nehmen, so konnte er es doch nur als König von Neapel thun; auf wessen Befehl hätte er dann den Pabst in Norditalien und in Frankreich selbst, in den Besitzungen des Kaisers, und nicht in den seinigen, von einem Orte zum andern bringen lassen? War übrigens Napoleon wirklich über die Gefangenschaft des Pabstes so aufgebracht und erzürnt, wie man behauptet, warum setzte er ihn denn nicht augenblicklich, mit gehörigen Entschuldigungen und Entschädigungen in Freiheit? Daß er es nicht that, zeigt deutlich, daß, wenn auch Murat und Radet keine ausdrücklichen Befehle zu dem hatten, was sie thaten, sie doch wohl wußten, daß die That dem Kaiser angenehm sey; und seine Genehmigung ihrer Gewaltthat ist ein genügender Beweis, daß sie richtig urtheilten.

liger als irgend ein anderer. Napoleon kam dadurch zwar in den Besitz der Stadt Rom, die er jedoch, auch ohne diesen Schritt, zu jeder Zeit hätte besetzen können; aber er verlor nicht allein die Unterstützung, sondern er zog sich auch den tödtlichen Haß der katholischen Geistlichkeit und aller derer zu, auf welche sie Einfluß hatte. Er zerriß sein eignes Netz, und verwirkte durch seine ungerechte und rasche Usurpation alles Verdienst, das er durch die Wiederherstellung der gallikanischen Kirche sich erworben hatte. Vor dieser Periode hatte er, und zwar mit Recht, von der französischen Geistlichkeit gesagt: „Ich habe sie wieder hergestellt, ich erhalte sie — sie wird mir gewiß beständig anhänglich bleiben." Aber durch Neuerungen in Religionssachen, durch Beraubung der Kirche und durch die Mißhandlungen ihres sichtbaren Hauptes zerschnitt er die Sehnen des Bündnisses, das er zwischen der Kirche und seiner Regierung geknüpft hatte. Die falsche Maxime, von der er ausging, ist nicht zu verkennen. Selbst ein vollendeter Egoist, glaubte Napoleon, daß, wenn er einem Menschen oder einer Corporation in dem Systeme, das er befolgt zu sehen wünschte, nur den eigenen Vortheil sichere, die betheiligten Parteien keine Einwendungen gegen Neuerungen machen dürften, die er späterhin in diesem Systeme einzuführen für nöthig finden möchte, sobald nur ihr eigenes Interesse nicht dadurch verletzt werde. Dagegen konnten und durften die Geistlichen und alle

aufrichtigen Katholiken nicht anders glauben, als daß das Concordat den Kaiser zur Erhaltung der katholischen Kirche verpflichte, so wie es anderntheils sie zur Treue gegen Napoleon verbinde. Als er daher durch seine muthwilligen und frevelhaften Angriffe gegen das Haupt der Kirche sich die Strafe des Kirchenbanns zugezogen hatte, so glaubten sie consequenterweise, auch zu nichts mehr gegen ihn verbunden zu seyn.

Auch die natürlichen Gefühle der Menschen wurden gegen den Kaiser aufgeregt. Der Pabst zu Rom, als weltlicher Herrscher thronend, nahm die Einbildungskraft der Gläubigen weniger in Anspruch, als der aus seiner Hauptstadt mit Gewalt entthronte Greis, der, wie ein Verbrecher von einem Orte zum andern geschleppt, endlich in einem unbedeutenden italienischen Städtchen unter Aufsicht der französischen Polizei und ihrer Schergen festgehalten wurde.

Die Folgen dieses falschen Schrittes waren fast eben so nachtheilig, als diejenigen der schamlosen Ueberziehung Spaniens. Um in diesem Königreich unmittelbar zu gebieten, machte Napoleon seine fügsamsten Alliirten zu seinen unversöhnlichsten Feinden, und wegen des eitlen Zweckes, die alte Hauptstadt der Welt seinem Reiche einzuverleiben, weckte er in den Gesinnungen der Katholiken, einen Aufruhr, der mit der Zeit seiner Macht den größten Nachtheil brachte. Die Bullen des Pabstes kamen doch in Umlauf, so

wachsam auch die Polizei und so sehr auch die Verbreitung derselben verpönt war. Durch das religiöse Motiv, das sie an die Hand gaben, steigerten sie noch die Abneigung gegen Napoleon und seine Regierung, die, obgleich nicht eingestanden und stumm, in Frankreich immer weiter um sich griff, wegen der ewigen Aushebungen, wegen der Vernichtung alles Handels und so mancher anderer Maßregeln einer Regierung, die nur im Kriege zu leben schien.

Während Buonaparte zu Schönbrunn solchergestalt über Rom und dessen Gebiet verfügte, und sich darüber besann, ob er Oesterreich zerstückeln oder sich zum Freunde machen solle, ward sein Leben einer jener Gefahren ausgesetzt, die despotische Fürsten besonders zu befürchten haben. Man hatte es oft prophezeiht, daß noch einst der Dolch irgend eines politischen oder religiösen Schwärmers, der sein eigenes Leben daran wagen möchte, Napoleons weitaussehenden, ehrgeizigen Planen ein Ziel sezen würde. Glüklicherweise trifft man selten Leute wie Felton oder Sand, denn der mächtige Instinkt der Selbsterhaltung hat gewöhnlich noch einen großen Einfluß sowohl über wirkliche Verrückte, als über Männer von schwermüthigem und finsterem Temperamente, die sich zum Wahnsinn hinneigen. Doch gibt es zuweilen Individuen, die ihr Leben daran setzen, um einen persönlichen oder öffentlichen Feind aus der Welt zu schaffen.

Buonaparte lebte zu Schönbrunn zurückgezogen

und ohne Aufsehen. Selten besuchte er die Stadt Wien und brachte seine Zeit, wie in den Tuillerien, unter seinen Generalen und den Ministern zu, die ihn ins Feld begleitet hatten. Gewöhnlich erschien er nur bei der Musterung seiner Truppen öffentlich. Während er nun einst bei einer solchen Gelegenheit ein Korps der französischen Garde musterte, versuchte es ein junger wohlgekleideter Mann aus dem Mittelstande, Napoleon ein langes, scharfes Messer oder einen Dolch in das Herz zu stoßen. Berthier warf sich zwischen seinen Herrn und den Meuchelmörder, den Rapp sofort verhaften ließ. Bei der Untersuchung zeigte der Jüngling die kalte Entschlossenheit eines Fanatikers. Er war ein Erfurter, der Sohn eines lutherischen Geistlichen, von guter Erziehung und in annehmlichen Lebensverhältnissen. Er gestand sein Vorhaben, Napoleon zu tödten, als von Gott zur Befreiung seines Vaterlandes berufen, ein. Sein Entschluß war durchaus nicht das Werk einer Intrike oder einer Verschwörung; in seinem ganzen Benehmen, selbst in seinem Aderschlag, war kein Symtom von Wahnsinn oder Geisteszerrüttung zu finden. Er sagte dem Kaiser selbst, er verehre seine Talente so sehr, daß, wenn er eine Audienz bei ihm erhalten hätte, er das Gespräch mit einer Ermahnung zum Frieden begonnen haben würde; im Falle aber das nicht geglückt wäre, sey er entschlossen gewesen, ihm das Leben zu nehmen.

„Was hab ich Ihnen zu Leid gethan?" frug Napoleon.

„Mir nichts; aber Sie sind der Unterdrücker meines Vaterlandes und der Welt; Sie umzubringen, wäre die rühmlichste That eines Ehrenmannes."

Stabbs, so hieß der junge Mann, wurde mit Recht zum Tode verurtheilt, denn der Meuchelmord läßt sich durch nichts rechtfertigen. Er erlitt seinen Tod mit derselben fanatischen Festigkeit, die er bei seinem Verbrechen gezeigt hatte, und dieser Vorfall war für Buonaparte eine, obgleich fruchtlose Warnung, daß ein Jeder, dem sein Leben gleichgültig ist, das Leben des unumschränktesten Herrschers der Erde, an der Spitze seiner Armee selbst, in Gefahr bringen könne.

Trotz des Zustandes der Unmacht, in dem sich Oesterreich befand, zogen sich doch die Friedensunterhandlungen ungewöhnlich in die Länge. Der damals noch geheime Grund wurde bald öffentlich bekannt.

Es lag zuerst in der Absicht Napoleons, das Reich, das so hartnäckig und unversöhnlich in seiner Feindschaft war, zu zerstückeln, das Königreich Ungarn oder Böhmen, oder beide von der österreichischen Monarchie abzulösen und dadurch das Haus Habsburg zu einer Macht zweiten Ranges herabzusetzen. Napoleon hat auf St. Helena versichert, er sey durch ein Mitglied der kaiserlichen Familie (der Erzherzog Karl ist gemeint) zu diesem Plane aufgemuntert worden,

als dem einzigen Mittel, künftige Kriege mit Oesterreich zu beseitigen, und derselbe Prinz habe eingewilligt, eine dieser Kronen zu tragen, die von dem Haupte seines Bruders Franz gerissen werden sollte. Wir bemerken hierüber nur, daß Napoleons Bekenntnisse in seiner Verbannung, wie seine Bulletins zur Zeit seiner Macht, im Ganzen genommen, eher darauf berechnet sind, gewisse Dinge glauben zu machen, als die Wahrheit zu sagen; wir glauben nicht, daß ein so ganz unbegründetes Zeugniß auch nur den geringsten Flecken werfen könne, auf den edeln hochherzigen und patriotischen Charakter des Erzherzogs, der mit seinem Schwert und seinen Talenten so oft der Sache seines Bruders gedient hat, und dessen Leben keine Spur von jener Niederträchtigkeit zeigt, die in einem Wunsche läge, die Beute seines Vaterlandes zu theilen, oder aus den Händen des Eroberers ein zinsbares Königreich anzunehmen, das von den Besitzungen seines Königs und Bruders abgerissen worden. Buonaparte hat selbst den Muth und die patriotische Hingebung des österreichischen Prinzen am meisten geehrt durch das Kreuz der Ehrenlegion, das auch der gemeine Soldat tragen kann, und das sich für einen so enschlossenen und biedern Krieger besser ziemte, als eines jener reichlich verzierten Ehrenzeichen, die man hochgebornen Männern gibt, welche die Mühsale und Gefahren eines Feldzugs vielleicht nie gekannt oder kaum aus der Ferne gesehen haben.

Doch nahte sich die Krisis, welche das Schicksal Oesterreichs entscheiden sollte. Napoleons Lieblingsminister Champagny, Herzog von Cadore, war eine Zeitlang in Preßburg, wo er sich mit Metternich wegen der Größe des abzutretenden Gebiets verglich, mit welcher Oesterreich für seinen Krieg büßen sollte. Der definitive Friedenstraktat kam endlich zu Stande und enthielt folgende Artikel:

1.) Oesterreich trat ab an die Fürsten des Rheinbundes: Salzburg, Berchtoldsgaden und einen Theil von Oberösterreich.

2.) Unmittelbar an Frankreich seinen einzigen Seehafen Triest, Kärnthen, Friaul, den villacher Kreis und einen Theil von Kroatien und Dalmatien. Diese Besitzungen verstärkten und vergrößerten die französische Provinz Illyrien, und schlossen Oesterreich von dem adriatischen Meere, und somit von allem unmittelbaren Verkehr mit Großbrittanien aus. Auch die kleine Herrschaft Stagatz in Graubündten ward abgetreten.

3.) Der König von Sachsen erhielt als solcher von Oesterreich einen kleinen Theil von Böhmen ab, und als Großherzog von Warschau die Stadt Krakau und ganz Westgallizien.

4.) Auch Rußland erhielt einen, obgleich nur mäßigen Theil von der österreichischen Beute, zum Lohn für seinen, zwar spät und nur sehr ungern geleisteten Beistand, nämlich einen Theil von Ostgalli-

zien, mit einer Bevölkerung von 400,000 Seelen, jedoch mit Ausnahme der Stadt Brody, eines bedeutenden Handelsplatzes; und man sagt, diese Ausnahme habe einen ungünstigen Eindruck auf den Kaiser Alexander gemacht, der durch die Freude über die ihm gewordene Beute nicht aufgewogen worden sey.

In seiner Korrespondenz mit dem russischen Hofe versicherte Napoleon, aus Rücksicht auf die Wünsche Alexanders, Oesterreich einen weit günstigeren Frieden bewilligt zn haben, als es mit Grund erwarten konnte. Wirklich war Europa über die mäßigen Bedingungen sehr erstaunt; denn obschon Oesterreich durch seine Abtretungen auf verschiedenen Punkten mehr als 2500 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von drei bis vier Millionen Seelen verlor, so schien dies doch ein wohlfeiles Lösegeld, in Hinsicht auf die Noth, in der es sich befand, da ihm immer noch mehr als 9000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 21 Millionen verblieben, so daß es nach Frankreich und Rußland immer noch die bedeutendste Macht auf dem Continent war. Aber Oesterreichs guter Engel schlief nicht. Von kleinem Anfange war das Haus Rudolphs von Habsburg vorzüglich durch Ehebündnisse zu ungeheurer Macht und Größe gestiegen *); so sollte auch das Kaiserhaus durch eine andere Eheverbindung mit dem

*) Man kennt die Verse: Bella gerant alii, tu felix Austria nube etc.

glücklichsten Eroberer, den die Welt je sah, verhältnißmäßig leicht aus der größten Noth gerettet werden. Doch unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Napoleon seiner Maxime gemäß, die Besiegten die Kriegskosten zahlen zu lassen, von der österreichischen Regierung in geheimen Artikeln schwere Contributionen gefordert habe. Er verließ Schönbrunn am 16ten Oktober, zwei Tage nach dem Abschlusse des definitiven Friedens, der nach diesem Schlosse, wo er unterzeichnet wurde, genannt wird; und es ist bemerkenswerth, daß bei der Räumung Oesterreichs von den französischen Truppen keine militärische Vorsicht vernachläßigt wurde. Sie zogen sich staffelförmig zurück, so daß sie sich immer gegenseitig unterstützen konnten, gleichsam als manövrirten sie immer noch in Feindes Land,

Am 14ten November empfing Napoleon zu Paris die Glückwünsche des Senats und die höchsten Lobpreisungen dafür, daß er durch seine Siege die Palme des Friedens errungen habe. Dieses Sinnbild, sagte der Sprecher, müsse die Lorbeeren auf dem Denkmale überragen, das ihm das dankbare französische Volk schuldig sey, als „dem größten aller Helden, der durch seine Siege nur das Heil der Welt bezwecke.“

Drittes Kapitel.

Veränderung in dem häuslichen Leben Napoleons nach dem Frieden von Preßburg. – Veranlassung dazu. – Er wünscht sich einen Erben. – Ein Sohn seines Bruders Ludwig wird hiezu ausersehen, stirbt aber in der Kindheit. – Josephinens Charakter und Einfluß. – Innigkeit ihres gegenseitigen Verhältnisses. – Fouché eröffnet Josephinen den Plan einer Ehescheidung. – Ihre außerordentliche Betrübniß. – Am 5ten December verkündet Napoleon Josephinen ihr Schicksal. – Am 15ten erfolgt ihre förmliche Scheidung vor dem kaiserlichen Familienrathe. – Josephine behält lebenslänglich den Rang als Kaiserin. – Verlöbniß Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise am 11ten März 1810 zu Wien. — Vergleichung von Josephine und ihrer Nachfolgerin. — Das Resultat dieser Verbindung fällt anders aus, als erwartet worden. — Voraussicht des Kaisers Alexanders in Beziehung auf diesen Punkt.

In dem ereignißvollen Leben unsers Helden ist vielleicht nichts interessanter, als die Veränderung, die in seinem häuslichen Verhältniß bald nach dem Frieden von Preßburg eintrat. Der Hauptgrund derselben ist tief in die menschliche Natur gewurzelt; dazu kamen aber noch andere Gründe, die aus Napoleons besonderer Stellung entsprangen. Der Wunsch, Nachkommen zu hinterlassen und nach unserem flüchtigen Daseyn lange noch von denjenigen vertreten zu werden, die ihr Leben und Verhältniß in der Gesellschaft von uns ableiten, ist dem Menschengeschlechte

eigen. Zu allen Zeiten, in allen Ländern werden Kinder als ein Segen, Unfruchtbarkeit wenigstens als ein Unglück, wo nicht als Fluch betrachtet. Dieser Wunsch, durch Vermittlung unserer Nachkommen nach unserem Tode mit der Welt in Verbindung zu bleiben, wird gesteigert, wenn Besitz oder Rang zu vererben ist, und, so eitel auch der Gedanke seyn mag, so gibt es doch kaum etwas, an dem die Menschen mit größerer Innigkeit hängen, als die Aussicht, ihren Kindes Kindern dasjenige hinterlassen zu können, was sie von ihren Vätern ererbt oder durch eigene Betriebsamkeit erworben haben. Es ist etwas Gutmüthiges und zugleich etwas Eitles in diesem Gefühle; denn die Anhänglichkeit an die Kinder, die wir sehen und lieben, erstreckt sich auch von selbst auf ihre Kinder, die wir vielleicht nicht mehr sehen. Die Liebe zu den entfernteren Nachkommen ist gewissermaßen die übersinnliche Blüte der natürlichen Zuneigung.

Auch Napoleon konnte als Gründer eines so grossen Reiches nicht unempfindlich gegen ein Gefühl seyn, das unserer Natur so tief eingepflanzt ist und auch bei dem geringsten Eigenthümer eines Hauses oder einiger Morgen Landes bemerkt wird. Je größer das Erbgut, desto mächtiger ist dieses Gefühl. In dieser Hinsicht gab es aber nie eine so furchtbare Macht, wie diejenige, die Napoleon besessen, und man muß demüthig zu der Vorsehung vertrauen, daß sie nie wieder das Aufkommen einer solchen gestatten werde.

Da diese unermeßliche Macht zugleich das Werk seiner eigenen Talente war, so konnte er sich gewiß um so weniger mit dem Gedanken versöhnen, daß ein mit so vieler Mühe, mit so vielem Blute aufgeführtes Gebäude nach dem Tode des Gründers zu Trümmern gehen oder daß nach ihm „eine fremde Hand" die Zügel der Herrschaft fassen möchte,

„da kein Sohn ihm folge."

Der Tropfen Galle, der, wie der Dichter sagt, den Kelch des schottischen Usurpators verbitterte, mag wohl auch den Kelch Napoleons verbittert haben.

Die Unfruchtbarkeit der Kaiserin war jetzt durch den Gang der Natur ein unheilbares Uebel geworden, über das sie sich trostlos abgrämte; da sie einsah, wie wenig die Dauer ihrer Verbindung gesichert sey, so hatte sie nicht selten Anwandlungen von Eifersucht, nicht sowohl, wie Napoleon bemerkt, aus leidenschaftlicher Liebe zu ihrem Gemahl, sondern aus Argwohn, daß ihr Einfluß auf ihn geschwächt werden würde, wenn ihn irgend eine Geliebte mit einem Kinde erfreuen sollte.

Sie dachte auf ein Mittel und suchte ihren Gemahl zur Ernennung seines Nachfolgers zu vermögen, wozu er nach der Verfassung des Kaiserreichs befugt war. Sie versäumte begreiflicherweise nichts, um seine Wahl auf seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, ihren Sohn aus erster Ehe, zu lenken; dazu verstand sich aber Buonaparte nicht. Er scheint vielmehr seine

Augen auf ein Kind geworfen zu haben, auf den Sohn seines Bruders Ludwig und von Hortensie Beauharnois. Napoleon schien diesen Knaben zu lieben; wenn er einen Funken kindischen Verstandes zeigte, wenn er das Gewirbel der Trommeln gern hörte, an den Waffen und dem Kriegsgepränge Gefallen fand, so konnte dem Kaiser wie man sagt, das Wort entfallen: „Dies Kind ist geeignet, mir nachzufolgen, vielleicht mich zu übertreffen."

Die Wahl eines mit ihr so nahe verwandten Thronerben würde den Einfluß der kinderlosen Josephine, so viel es geschehen konnte gesichert haben; aber es war ihr nicht lange vergönnt, sich dieser Aussicht zu erfreuen. Der Sohn Ludwigs und Hortensiens starb an einer zufälligen Kinderkrankheit, und so ward noch als ein schwaches Reiß das Bäumchen zerknickt, das, wenn es zur Reife gelangt wäre, dem Reich zur Stütze hätte dienen mögen. Napoleon zeigte tiefes Leid, aber Josephine grämte sich wie jemand, dem keine Hoffnung geblieben.

Von ihrer Kinderlosigkeit abgesehen, hatte aber Josephine mehr Ansprüche auf die Liebe ihres Gemahls als eine Frau nur immer haben kann. Sie hatte sein bescheidenes Glück mit ihm getheilt, und durch die Klugheit und Gewandtheit während seiner Abwesenheit in Aegypten das glänzende Glück, das ihm nach seiner Zurückkunft zu Theil ward, vorbereitet. Auch hatte sie nicht wenig dazu beigetragen, seine Regie-

rung bei dem Volke beliebt zu machen, dadurch daß sie die plötzlichen Aufwallungen seines leidenschaftlichen Temperaments zu mildern wußte. Niemand kannte wie sie seine Gemüthsart — niemand durfte wie sie es wagen, auf die Gefahr, ihm zu mißfallen, ihn auf sein wahres Interesse aufmerksam zu machen — niemand konnte wie sie die geeignete Zeit erlauern, um eine Fürbitte einzulegen — und niemand, dies wird allgemein zugegeben, wußte solche Gelegenheiten auf eine klügere und wohlthätigere Weise zu benutzen. Buonaparte von Natur heftig, als Soldat erzogen und mit der vollen Gewalt eines Despoten ausgerüstet, mußte in Schranken gehalten werden, durch ein solches Gemüth das ohne Zudringlichkeit vermitteln, und ohne Beleidigung Vorstellungen machen kann.

Um diesen Einfluß auf ihren Gemahl zu behaupten, brachte Josephine nicht nur willig, sondern begierig die größten persönlichen Opfer. Auf allen seinen geflügelten Reisen war sie seine Begleiterin. Kein Hinderniß des Wegs oder des Wetters konnte sie zurückhalten. Wie plötzlich auch der Ruf erfolgen mochte, die Kaiserin war immer bereit und ließ nie auf sich warten. Den Einfluß, den sie durch eine solche Aufopferung ihrer persönlichen Bequemlichkeit gewann, benutzte sie zur Beförderung der Interessen ihres Gemahls, zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen und zur Entwaffnung in einem Augenblick leidenschaftlicher Aufwallung gefaßter Beschlüsse.

Die schönen Talente und die ausgezeichnete Herzensgüte Josephinens waren aber nicht das einzige, was ihren Gemahl an sie fesselte. Die gegenseitige Liebe, die viele Jahre zwischen ihnen bestanden, schien, wenn auch ihre erste Wärme verschwunden war, doch zärtliche Erinnerungen und gegenseitige Achtung zurückgelassen zu haben. Die Anmuth und Würde, mit welcher Josephine ihre Rolle bei dem kaiserlichen Schaugepränge spielte, war geeignet, dem Stolze Napoleons zu schmeicheln, der es mißfällig gesehen haben würde, wenn der Charakter der Kaiserin mit weniger Leichtigkeit und Gewandtheit gegeben worden wäre; denn ihre Gemüthsart, ihre gefälligen Sitten, ihr früher Umgang mit angesehenen und politisch bedeutsamen Menschen hatten sie in den Stand gesetzt, in den Intriken eines glänzenden und bewegten Hofes, sich mit Gewandtheit zu benehmen. Endlich ist es gewiß, daß Buonaparte, der gleich andern, die allen Aberglauben zu verachten vorgeben, etwas davon in seinem eigenen Busen trug, der Meinung war, sein und Josephinens Glück sey unzertrennlich verbunden; und da er sie nach Verdienst liebte, so war ihm seine Verbindung mit ihr um so heiliger, weil, wie er glaubte, ein Zauber darin lag, der nach seiner Ueberzeugung auf sein eigenes Geschick den wohlthätigsten Einfluß übte.

Durch das Daseyn dieser vielfachen Bande ließen sich die Politiker in den Tuillerien nicht irre machen;

sie sahen ein, daß Napoleon, wie sehr er auch die Kaiserin lieben und verehren mochte, doch zuletzt dem Verlangen nach Leibeserben nicht würde widerstehen können. Wie das Alter vorrückte, schwächte jedes Jahr, obgleich mit unmerklichem Grade, den Einfluß der Kaiserin, und mußte ihres Gemahls Verlangen, eine neue Verbindung zu treffen, während er noch in einem Alter stand das ihn hoffen ließ, den ersehnten Erben groß zu ziehen, heftiger machen.

Der Polizeiminister Fouché, der keckste politische Intrikant seiner Zeit erkannte gar bald, wohin der Kaiser zuletzt kommen müsse, und scheint auf den Gedanken gerathen zu seyn, sich den Besitz seiner Macht und die Gunst des Kaisers mittelst der Initiative in einer Angelegenheit zu versichern, in welcher Napoleon sich vielleicht geschämt haben würde, das Eis zu brechen. Fouché, der die Gesinnungen seines Herrn mit vieler Schlauheit zu erforschen wußte, entdeckte bald, daß der Kaiser einerseits von den Vortheilen einer neuen ehelichen Verbindung angezogen, anderseits von der Liebe zu Josephinen, seiner langjährigen Lebensgefährtin, und von seinem Aberglauben, dessen wir bereits erwähnt haben, zurückgehalten werde, und so in einem Kampfe mit sich selbst begriffen sey. Nachdem er solchergestalt den Kaiser durchschaut hatte, beschloß der schlaue Rathgeber, von Josephinen selbst die Ehescheidung, als ein zur Befestigung des Reiches und zur völligen Be-

glückung des Kaisers nothwendiges Opfer, in Anregung bringen zu lassen.

Als die Kaiserin eines Abends von Paris nach Fontainebleau zurückkam, hielt sie Fouché in einer Fensteröffnung in der Gallerie zurück, um ihr mit fast unbegreiflicher Keckheit mit den schönsten Phrasen, die ihm zu Gebote standen, die Nothwendigkeit eines eben so erhabenen als unvermeidlichen Opfers vorzustellen. Josephine konnte sich der Thränen nicht enthalten — sie wechselte die Farbe — ihre Lippen schwollen — und das geringste, was der unberufene Rathgeber zu befürchten hatte, war ein bedeutender Nervenanfall. Sie beherrschte jedoch ihre Gefühle noch so weit, daß sie Fouché mit zitternder Stimme fragen konnte, ob er irgend einen Auftrag habe, eine solche Sprache gegen sie zu führen. Er verneinte dieses und bemerkte, er habe die Sache nur zur Sprache gebracht, weil er voraussetze, daß es so kommen müsse, und weil er ihre Aufmerksamkeit auf das, was ihren Ruhm und ihre Glückseligkeit so nahe angehe, zu richten wünsche.

In Folge dieser Unterredung soll, sagt man, eine leidenschaftliche und interessante Scene zwischen Buonaparte und seiner Gemahlin Statt gefunden haben, in welcher er begreiflicherweise und auch der Wahrheit gemäß jedes Einverständniß mit Fouché läugnete und ihr auf jede mögliche Weise ihre Besorgnisse zu benehmen suchte. Doch weigerte er sich, wie sie es

verlangte, Fouché zur Strafe dafür, daß er mit ihren Gefühlen sein Spiel getrieben, zu entlassen; und schon diese Weigerung hätte Josephinen überzeugen können, daß wenn auch eine langjährige Zuneigung noch für einige Zeit ihren Einfluß im ehelichen Gemache behaupten möge, sie doch endlich dem politischen Interesse, das in dem Kabinet vorherrschte, werde weichen müssen. Durch die Hinweisung dieses Gedankens war in der That das Haupthinderniß bereits beseitigt, und Buonaparte der Mühe enthoben, den lieblosen und unangenehmen Vorschlag unmittelbar selbst zu eröffnen, durfte Josephinen jetzt nur Zeit lassen, um sich selbst mit dem Gedanken an eine Ehescheidung, als mit einer Sache, die durch politische Combinationen unvermeidlich wurde, vertraut zu machen.

Fouché's Eröffnung geschah, ehe Napoleon seine Operationen gegen Spanien unternahm; und zur Zeit der Zusammenkunft in Erfurt scheint die Scheidung eine beschlossene Sache gewesen zu seyn, weil der Gegenstand der Vermählung von Buonaparte mit einer der Großfürstinnen, die schon zu Tilsit zur Sprache gekommen war, wieder besprochen, ernstlich verhandelt, und wenn auch nicht mit Herzlichkeit von der russischen Kaiserfamilie aufgenommen, doch auch nicht ganz abgelehnt wurde. Doch war die regierende Kaiserin und die Kaiserin Mutter dagegen, angeblich wie wir bereits erwähnt haben, wegen der Verschiedenheit der Religion; der wahre Grund aber war der persön-

liche Charakter des Bewerbers, mit dem sich diese hochherzigen Fürstinnen nicht befreunden konnten. Obgleich aber in dieser Sache das größte denkbare Geheimniß beobachtet werden mußte, so scheint der Gedanke, eine Erzherzogin von Oesterreich an die Stelle derjenigen, deren Hand versagt worden war, zu setzen während der Verhandlungen zu Schönbrun entstanden zu seyn, und für die Besiegten mildere Bedingungen ausgewirkt zu haben. Napoleon selbst sagt, er habe seine Absicht, Oesterreich zu zerstückeln, aufgegeben, sobald seine Vereheligung beschlossen war. Aber die Friedensbedingungen wurden am 14ten October unterzeichnet; das Motiv, das Napoleon in Beziehung auf dieselben leitete, muß daher schon vor dieser Periode bestanden haben.

Doch wird das Gegentheil dreist behauptet. Der Gedanke dieser Verbindung soll in einer spätern Periode von der österreichischen Regierung selbst ausgegangen seyn, als sie erfuhr, daß Napoleons Bewerbung um die Hand einer preussischen Prinzessin Hindernisse gefunden habe. Fouché versichert, die ganze Sache sey das Werk seines eigenen Agenten, des Grafen von Narbonne, gewesen, der, ein Franzose aus der alten Schule, witzig, fügsam, munter, feingesittet und einschmeichelnd, im Monat Januar 1810 Gesandter in Wien war.

Wie dem nun seyn mag, so viel ist gewiß, daß die Maßregeln, um die liebenswürdige und interessante

sante

sante Josephine von demjenigen, dessen Glük sie bereitet hatte und dem sie so sehr anhing, zu scheiden, bald nach ihres Gemahls Rückkehr vom Feldzuge von Wagram offenkundig und in vollem Gange waren. Am 3ten December wohnte Napoleon dem feierlichen Te Deum, das wegen seiner Siege angeordnet war, bei. Er war mit ungewöhnlicher Pracht in das spanische Kostüme gekleidet, und trug einen mit einer ungeheuern Feder verzierten Hut. Die Könige von Sachsen und Würtemberg, die bei dieser Gelegenheit als seine Satelitten erschienen, saßen ihm in vollem Ornat zur Seite und blieben während der Ceremonie unbedeckt.

Von dem Dome aus begab sich Napoleon in den Palast des gesetzgebenden Körpers, um dessen Sitzungen zu eröffnen. Er rühmte sich in der Eröffnungsrede der Siege, die er erfochten, und der Trophäen, die er erobert hatte, und prahlte sogar mit der Einverleibung von Toscana in das Kaiserreich — als ob die Beraubung einer harmlosen Wittwe und Waise, die keinen Widerstand leisteten, ein Gegenstand des Triumphes hätte seyn können. Da der Zustand der spanischen Angelegenheiten keinen Anlaß zum Frohlocken gab, so ließ es Napoleon in dieser Beziehung an Versprechungen nicht fehlen, und führte, weil er nichts Angenehmes berichten konnte, die Sprache eines Propheten, der eine bessere Zukunft verkündet.

„Wenn ich,“ sagte er, „jenseits der Pyrenäen

erscheine, wird der erschrockene Leoparde sich in den Ozean werfen, um der Schande, der Niederlage und der Vernichtung zu entgehen. In diesem Feldzuge wird der Genius des Guten über den Genius des Bösen, die Mäßigung, die Ordnung und die Moral über den Bürgerkrieg, die Anarchie und die Wuth gehässiger Leidenschaften den Sieg davon tragen." Mit solch schönen Farben versucht es der Ehrgeiz und die Ungerechtigkeit ihre Zwecke zu verdecken. Herr von Fontanes versicherte in einer dichterischen Gegenrede den Kaiser, daß alles, was sich an ihn anschließe, emporsteige, alles, was sich seinem Einflusse entziehe, zu Grunde gehen müsse. „Es ist daher nöthig," fuhr er fort, „die Ueberlegenheit desjenigen anzuerkennen, der in seinen Beschlüssen Staatsklugheit und Heldenmuth zu vereinigen weiß."

Diese Rede erwiederte Napoleon, indem er das abgenützte Thema seines Eigenlobs wieder aufnahm, auf die Hindernisse, die er überstiegen hatte, anspielte und also beschloß: „Ich und meine Familie werden unsere zärtlichsten Gefühle immer den Interessen und der Wohlfahrt der großen Nation zum Opfer zu bringen wissen." Diese Schlußworte, deren Sinn schon von allen, die zum Hofe gehörten, errathen wurde, waren für das große Publikum bald kein Räthsel mehr.

Zwei Tage nachher wurde Josephine von Napoleon in Kenntniß gesetzt, daß die Ehescheidung unwi-

derruflich beschlossen sey. Aber, obgleich seit vielen Monaten durch Fouché darauf vorbereitet, und seitdem von allen Seiten her darüber verständigt, vermochte sie es doch nicht, aus dem Munde ihres geliebten Gemahls einen Entschluß zu vernehmen, der zwar, nicht dem Namen nach, aber in Wahrheit, ein Verstoßungsurtheil war. Sie fiel in eine langdauernde und tiefe Ohnmacht. Napoleon war sehr gerührt, allein sein Entschluß war gefaßt und konnte nicht geändert werden. Die Anstalten zur Ehescheidung wurden ohne Verzug getroffen.

Am 15ten December, zehn Tage nach dieser offiziellen Mittheilung, erschienen Napoleon und Josephine vor dem Erzkanzler der Familie Napoleons, den ersten Staatsbeamten — mit einem Wort, vor dem ganzen kaiserlichen Rathe. Napoleon setzte auseinander, wie nothwendig es für das Beste der Nation sey, daß der französische Thron, auf den ihn die Vorsehung berufen habe, das Erbe seiner Familie werde. Er habe schon seit mehreren Jahren auf die Hoffnung, Kinder von seiner vielgeliebten Kaiserin Josephine zu erhalten, verzichtet, und sey daher entschlossen, die Gefühle seines Herzens dem Besten des Staates zum Opfer zu bringen und die Auflösung ihrer Ehe zu verlangen. Er sey, sagte er, erst vierzig Jahre alt, und dürfe daher hoffen, den Kindern, die ihm die Vorsehung gewähren würde, seine eigenen Gesinnungen und Regierungsmaximen beizubringen. Er sprach

nun wieder von der Treue und Zärtlichkeit seiner geliebten Gemahlin, seiner Gefährtin während fünfzehn Jahren einer glücklichen Ehe, die er mit eigenen Händen gekrönt habe und die er daher, so lange sie noch lebe, als Kaiserin geehrt zu sehen wünsche.

Josephine erhob sich und drückte mit zitternder Stimme und thränenfeuchten Augen in wenigen Worten ähnliche Gesinnungen aus. Das kaiserliche Paar verlangte hierauf von dem Erzkanzler eine schriftliche Urkunde, ihren beiderseitigen Antrag auf Ehescheidung betreffend, und diese ward sofort in der gehörigen Form unter Genehmigung des kaiserlichen Rathes ausgestellt.

Der Senat, der nun zunächst versammelt wurde, erließ am 16ten December sofort einen Senatsbeschluß oder Decret, wodurch die Trennung des Kaisers und der Kaiserin ausgesprochen, und der letztern ein Witthum von zwei Millionen Franken ausgesetzt und der Rang als Kaiserin auf Lebenszeit zugesichert wurde. Zugleich wurden Zuschriften an den Kaiser und an die Kaiserin beschlossen, worin unter allen möglichen Formen von der Pflicht die Rede war, unsere liebsten Neigungen dem allgemeinen Besten zum Opfer zu bringen; Napoleons Entschluß, seine langjährige Lebensgefährtin gegen eine jüngere zu vertauschen, ward als ein Opfer gepriesen, für das ihn nur die ewige Liebe des französischen Volks entschädigen könne. Die von der höchsten bürgerlichen Gewalt

verfügte Ehescheidung mußte jetzt noch von der kirchlichen Behörde genehmigt werden. Der Erzkanzler des Reichs, von dem kaiserlichen Paare hierzu bevollmächtigt, legte zu diesem Behuf dem Vorstand des geistlichen Gerichtshofes von Paris die Bitte desselben vor, und dieser nahm keinen Anstand, die Ehe als aufgelöst zu erklären, jedoch ohne irgend einen Grund deshalb anzuführen. Er berief sich zwar auf die Beschlüsse der Concilien, und auf die Gebräuche der gallikanischen Kirche; allein die gelehrten und hochwürdigen Richter würden gewiß in nicht geringe Verlegenheit gekommen seyn, wenn man ihnen zugemuthet hätte, ihren Spruch durch Gründe oder Autoritäten zu rechtfertigen.

Nachdem durch diesen Spruch das kaiserliche Paar vollends geschieden war, begab sich der Kaiser auf einige Tage nach St. Cloud, während Josephine die schöne Villa Malmaison, zunächst bei St. Germain, bezog, wo sie ihre übrigen Lebensjahre größtentheils zubrachte und noch den ersten Fall ihres Gemahls erlebte — ein Ereigniß, das vielleicht nicht eingetreten wäre, hätte er mehr auf die Lehren der Mäßigung, die sie ihm gab, hören wollen. Sie widmete ihre Zeit vorzüglich den schönen Künsten, der Sammlung von Kunstwerken, so wie dem Studium der Botanik; auch erwies sie sich sehr wohlthätig und milde, namentlich gegen die englischen Gefangenen, von denen sich mehrere zu St. Germain aufhielten. Napoleon besuchte

sie oft und behandelte sie stets mit der gebührenden Achtung. Er legte ihrem Witthum eine dritte Million zu, aus Rücksicht für ihren Hang zum Aufwand, der ihre Schwäche war.

Diese wichtige Staatsmaßregel war kaum ins Reine gebracht, als der große Rath am 1ten Februar zusammenberufen wurde, um den Kaiser in der Wahl einer neuen Gemahlin zu unterstützen. Man gab ihm zu verstehen, eine Heirath mit einer russischen Großfürstin sey in Vorschlag gewesen, unterliege aber manchen, in der Verschiedenheit der Religion gegründeten Schwierigkeiten. Von einer Tochter des Königs von Sachsen war auch die Rede, die Rathgeber erhielten jedoch den Wink, eine österreichische Prinzessin zum Gegenstand ihrer Wahl zu machen. Bey dem Schlusse der Sitzung erhielt Eugen, der Sohn der geschiedenen Kaiserin Josephine, von dem Rathe den Auftrag, dem österreichischen Botschafter eine Heirath zwischen Napoleon und der Erzherzogin Marie Louise vorzuschlagen. Fürst Schwarzenberg hatte bereits seine Verhaltungsbefehle über diesen Gegenstand, so daß die Heirath in dem Rathe vorgeschlagen, berathen und entschieden, und hierauf von den beyderseitigen Bevollmächtigten in Zeit von 24 Stunden ins Reine gebracht wurde. Das Verlöbniß von Napoleon und Marie Louise ward am 11ten März 1810 zu Wien gefeyert. Buonaparte wurde dabey durch seinen Günstling Berthier vertreten, und der Erzherzog Karl wohn-

te im Namen des Kaisers Franz der Feierlichkeit bei. Einige Tage darauf trat die jugendliche Braut in Begleitung der Königin von Neapel die Reise nach Frankreich an.

Mit gutem Geschmack umging Napoleon die Ceremonien, die bei dem Empfang von Marie Antoinette Statt gefunden, obgleich die Vermählung derselben mit Ludwig XVI., zwar nicht genannt oder angedeutet, doch in allen Stücken zum Muster genommen wurde. In der Nähe von Soissons ritt ein einzelner Reiter, der gar nicht vornehm gekleidet war, an dem Wagen vorbey, in welchem die junge Kaiserin saß, und hatte die Verwegenheit, umzuwenden, als wollte er nähere Einsicht nehmen. Der Wagen hielt, der Schlag ward geöffnet, und Napoleon, indem er sich durch all das Langweilige der Ceremonie Bahn brach, stellte sich selbst seiner Braut vor und kam mit ihr nach Soissons. Die Trauung ward zu Paris durch den Kardinal Fesch, Napoleons Oheim, vollzogen. Die glänzendsten Lustbarkeiten, Beleuchtungen, Conzerte und andere Festgelage folgten; aber ein großes Unglück trübte diese Freudensbezeugungen. Fürst Schwarzenberg hatte bei dieser Gelegenheit einen glänzenden Ball gegeben, wo unglücklicherweise der Tanzsaal der hiezu in einem Garten errichtet war, Feuer fing. Nichts vermochte der Wuth der Flammen Einhalt zu thun, in welchen verschiedene Personen, worunter die Schwester des Fürsten von Schwarzenberg, ihren Tod

fanden. Dieser traurige Umstand wirkte niederschlagend auf die öffentliche Stimmung und wurde als ein böses Zeichen betrachtet, besonders da man sich erinnerte, daß bei der Vermählung Ludwigs XVI. sich ein ähnliches Unglück zugetragen habe.

Als ein Ereigniß seines häuslichen Lebens betrachtet, konnte nichts zu Napoleons Glück mehr beitragen, als seine Vereinigung mit Marie Louise. Er liebte, seine beiden Gemahlinnen mit einander zu vergleichen, und fand an Josephinen eine natürliche, durch die Kunst noch gehobene Grazie, an Marie Louise den Reiz einfacher Bescheidenheit und Unschuld. Seine erste Gemahlin übte jede Kunst, um ihre persönliche Reize zu unterstützen oder zu erhöhen, aber mit so viel Klugheit und Geheimniß, daß niemand entdecken konnte, wie viel sie ihrer Toilette zu verdanken habe. Ihre Nachfolgerin dagegen vertraute dem Zauber der Jugend und der Natürlichkeit. Josephine war eine schlechte Wirthschafterin und trug kein Bedenken, Schulden zu machen, Marie Louise begnügte sich mit ihrem Einkommen, und wenn sie damit nicht ausreichte, was selten der Fall war, so erbat sie sich den Mehrbedarf von Napoleon als eine Gunst. Josephine, an politische Intriken gewöhnt, legte es darauf an, sich großen Einfluß auf ihren Gemahl zu verschaffen und ihn zu führen. Marie Louise kannte kein anderes Verlangen, als ihm wohlzugefallen und zu gehorchen. Beide waren vortreffliche Frauen von sehr

sanftem Charakter und Napoleon innigst ergeben. In diesem Gemälde sind die Züge einer Pariser-Dame und einer schlichten deutschen Schönheit nicht zu verkennen; aber auffallend ist es, daß die Tochter des westindischen Pflanzers durch künstliche Ausbildung, die Prinzessin aus dem europäischen Hause dagegen sich durch Einfachheit und Natürlichkeit auszeichnete.

Buonaparte, dessen häusliches Betragen überhaupt preiswürdig war, benahm sich gegen seine fürstliche Braut auf die gefälligste Weise. Doch beobachtete er die strengste Etikette und hielt auch die Kaiserin dazu an. Wenn er, was öfters geschah, nicht zur bestimmten Zeit im Speisesaal erscheinen konnte, so sah er es ungern, wenn sie, auf ihn wartend, ein Buch zur Hand nahm, oder sich mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigte — mit Einem Wort, wenn er sie nicht bereit fand, sich auf seinen Wink zur Tafel zu setzen. Vielleicht legte Napoleon wegen seiner geringern Geburt größern Werth auf diese Dinge, als sonst der Fall gewesen wäre. Andererseits soll Marie Louise ihre Verwunderung darüber bezeigt haben, daß ihr Gemahl ohne Waffen, und ohne alles Gefolge von Garden mit der Unbefangenheit eines Privatmannes sich herumtreiben mochte, obgleich dieses für eine österreichische Prinzessin eben nichts Neues seyn konnte, da die meisten Mitglieder der kaiserlichen Familie, und besonders der Kaiser Franz, gewöhnt sind, auf

den öffentlichen Plätzen und Spaziergängen zu Wien sich vertraulich unter das Volk zu mischen.

Wegen des Einflusses, den sie auf sein politisches Schicksal hatte, verglich Buonaparte seine zweite Ehe mit einem durch Blumen verhüllten Abgrund, in den er durch seine Sehnsucht nach häuslichem Glück verlockt worden sey. Wenn dieses Grund hat, so ist Napoleon selbst Schuld daran; seine Unterthanen und seine Aliirten hofften ganz etwas anderes von dieser Heirath; nur er hat diese Hoffnung getäuscht. Man glaubte erwarten zu dürfen, daß eine solche Verbindung mit dem ältesten Kaiserhause der Christenheit Napoleon bestimmen würde, fortan jene Grundsätze der Mäßigung zu beachten, die mehr die Erhaltung, als die Erweiterung der Macht bezwecken. Er hatte auf seiner Bahn, wie man glaubte, einen Ruhepunkt gefunden, wo die Befestigung der Macht, die er seinen gehofften Nachkommen hinterlassen wollte, zweckmäßiger und räthlicher schien, als das ehrsüchtige Streben nach einer noch mehr zu beneidenden und daher um so gefährlicheren Größe. Durch die Verschönerung seines häuslichen Lebens hoffte man, würde Buonaparte der Ruhe endlich einen Geschmack abgewinnen, der seine feurige Einbildungskraft kühlend, seinen eisernen Starrsinn brechend, für Europa höchst wohlthätig geworden wäre.

Napoleon wußte, was man erwartete, und glaubte sich auf den Fall, daß diese Erwartungen nicht in

Erfüllung gingen, im Voraus darüber rechtfertigen zu müssen. „Die gutgesinnten Bürger freuen sich herzlich über meine Vermählung, mein Herr?" sagte er zu seinem Minister Decres. „Recht sehr, Sire." — „Sie denken wohl, daß der Löwe sich jetzt ausruhen werde, ja?" — „Die Wahrheit zu sagen, Sire, sie hoffen so etwas." Napoleon erwiederte nach einer kurzen Pause: „Die guten Leute sind im Irrthum; doch ist es nicht die Schuld des Löwen; er möchte wohl so gern wie andere schlafen. Aber will man denn nicht begreifen, daß, während ich stets der angreifende Theil zu seyn scheine, mich in Wahrheit doch nur vertheidige?"

Dieses Sophisma, durch welches Napoleon jedermann zu überreden suchte, daß seine ewigen Kriege nicht das Werk seines freien Entschlusses, sondern eine nothwendige Folge seiner Stellung seyen, soll später geprüft werden. Inzwischen wollen wir nur bemerken, daß Kaiser Alexander die Folgen der österreichischen Heirath ganz richtig erkannte, als er, davon benachrichtigt, ausrief: „Jetzt wird man mich wieder in meine Wälder zurücktreiben wollen!" — so fest stand seine Ueberzeugung, daß Napoleon seine innige Verbindung mit Oesterreich zum Behuf eines Angriffs auf Rußland benützen würde; mit solchem Scharfblicke sah er die Keime künftiger und noch verzweifelterer Kriege in einer Verbindung, in welcher kurzsichtige Politiker die Segnungen des Friedens zu erblicken wähnten.

Viertes Kapitel.

Beinahe alle auswärtigen französischen Besitzungen fallen in die Hände der Engländer. – Zerstörung eines französischen Geschwaders bei der Insel Aix durch Lord Cochrane, und bei der Insel Rosas durch Lord Collingwood. – Vorfälle in Spanien. – Soult nimmt Oporto, – wird von Sir Arthur Wellesley angegriffen, geschlagen, und zu einem unglücklichen Rückzuge gezwungen. – Wiedereinnahme von Ferrol und Corunna durch die Patrioten. — Schlacht von Talavera, worin Sir Arthur Wellesley siegt, aber durch den Starrsinn und die Bigotterie von Cuesta dennoch genöthigt wird, sich nach Portugal zurückzuziehen. — Er wird zum Lord Wellington ernannt. — Die französischen Armeen bemächtigen sich vieler Städte und fester Plätze. — Die oberste Junta flüchtet sich nach Cadix. — Ungebeugter Muth des spanischen Volkes. — Das Guerilla-System. — Wechselseitige Grausamkeit der Guerillas und der französischen Soldaten. — Napoleons steigendes Unglück. — Seine unermeßlichen Anstrengungen. — Eine große Armee wird unter dem Namen der Armee von Portugal aufgestellt und von Massena befehligt. — Lord Wellington ist durch seine geringen Mittel in Unthätigkeit versetzt. — Schlacht von Busaco, in welcher die Franzosen mit großem Verlust geschlagen werden. — Lord Wellingtons berühmter Rückzug nach Torres Vedras.

Wenn Napoleon durch den Frieden von Schönbrunn, dessen Bedingungen er vorschrieb, durch die engere Verbindung mit dem Hause Oesterreich, seinem bis dahin so beharrlichen Gegner, an Macht und Ansehen nicht wenig gewann, so erlitt er hinwiederum

in dieser Periode seines Lebens auch manchen Verlust. Die wenigen auswärtigen Besitzungen, die Frankreich noch verblieben waren, wurden nacheinander den Engländern zur Beute; Cayenne, Martinique, Senegal und Domingo wurden erobert, während Lord Collingwood von Sicilien aus sich der Inseln Cephalonia, Zante, Ithaca und Cerigo bemächtigte.

Ein französisches Geschwader, das auf der Rhede der Insel Aix festgehalten wurde, zu zerstören, war eine würdige Aufgabe für Lord Cochrane. Es wurden Brander gegen die französischen Schiffe losgelassen, und obgleich die Operation zufolge eines Mißverständnisses zwischen Lord Cochrane und Admiral Gambier, der den Oberbefehl führte, den Erwartungen nicht ganz entsprach, so wurden doch die französischen Schiffe größtentheils entweder verbrannt, oder auf den Strand getrieben und zerstört. Lord Collingwood zerstörte eben so bei der Insel Rosas ein beträchtliches französisches Convoy sammt den Schiffen, die zu dessen Bedeckung dienten. Es zeigte sich bei jeder Gelegenheit, daß England noch immer auf seinem heimathlichen Element, d. h. zur See, gebiete, während die Vorfälle in Spanien den Beweis herstellten, daß unter einem General, der zu siegen und seine Siege zu benützen verstehe, Brittanniens Landheer eben so furchtbar sey, als seine Seemacht. Dieß zieht unsere Aufmerksamkeit auf die Angelegen-

heiten der Halbinsel, wo, wie man allerdings sagen konnte, „Alles in Flammen stand."

Nachdem die von Sir John Moor befehligte Armee Corunna geräumt hatte und nothgedrungen wieder nach England zurückgekehrt war, blieb Soult einstweilen im Besitz von Gallicien und Herr von Ferrol und Corunna. Aber die Stärke der spanischen Sache lag nicht in Mauern und Wällen, sondern in dem unbändigen Muthe der wackern Patrioten. Die Gallicier fuhren fort, einen Postenkrieg zu führen, in welchen die Eingedrungenen wenig Vortheile erlangen konnten; und als Soult nach Portugal zu ziehen beschloß, sah er sich genöthigt, Ney zur Deckung seiner Communication mit Spanien mit beträchtlichen Streitkräften zurückzulassen.

Soults Unternehmung hatte einen glücklichen Anfang, sollte aber nicht eben so enden. Er schlug den General Romana und nöthigte ihn zum Rückzug nach Sanabria. Er nahm die Grenzstadt Chaves nach einigem Widerstand, und bahnte sich den Weg nach Oporto. Aber das Hauptkorps von Soult hatte Chaves nicht so bald verlassen, als dieser Platz, troß des Widerstandes der Garnison, durch eine portugiesische, von General Silviera befehligte Insurgenten-Armee entsetzt wurde. Ohne diese Vorfälle in seinem Rücken zu beachten, setzte Soult seinen Weg nach Oporto fort, nahm diese schöne Stadt nach einem vergeblichen dreitägigen Widerstande mit stürmender Hand, und ließ

seine Truppen nicht bloß an den Soldaten, sondern auch an den unbewaffneten Bürgern die größten Grausamkeiten verüben.

Als aber Soult so weit vorgerückt war, kam er in nicht geringe Verlegenheit. Die Gallicier hatten sich wieder ermannt und Vigo und andere Plätze genommen; und Silviera, von Chaves an die Brücke von Amarante vorrückend, stellte sich zwischen den französischen General und Gallicien, und setzte sich selbst in Verbindung mit den Spaniern.

Während Soult solchergestalt in Oporto eingeschlossen war, beschloß das englische Ministerium, durch das Fehlschlagen seiner letzten Unternehmung nicht geschreckt, die Vertheidigung Portugals fortzusetzen und in eine noch engere Verbindung mit der obersten Junta von Spanien zu treten. Seiner eigenen Ueberzeugung folgend und zugleich auf die öffentliche Stimme hörend, nahm es keine Rücksicht auf Rang und Dienstalter, und stellte die nach dem Continente bestimmten Truppen unter den Befehl von Sir Arthur Wellesley, der durch sein Benehmen in der Schlacht von Vimeira und durch die Auskunft, die er darüber dem Untersuchungsgerichte gegeben, jedermann überzeugt hatte, daß die Vertheidigung von Portugal, wenn sie überhaupt möglich sey, nur durch den Sieger jenes Tages möglich sey. Er war auch kaum zu Lissabon gelandet, als er die gute Meinung seiner Landsleute vollkommen rechtfertigte. Er ging

auf verschiedenen Punkten über den Duero, mit einer Schnelligkeit, auf welche die Franzosen nicht gefaßt waren, und zwang Soult nach einem glänzenden Gefecht unter den Mauern von Oporto, diese Stadt zu räumen, und einen Rückzug anzutreten, der kaum glücklicher war, als der von Sir John Moor. Die Franzosen mußten ihr Geschütz, ihr Gepäcke, ihre Ausrüstung, mit Einem Wort alles, was einer Armee Stärke gibt und sie zu einer solchen macht, im Stiche lassen; und doch konnte nach allen diesen Opfern ihr Anführer nur mit drei Vierteln seiner Armee nach Gallicien entkommen, wo er große Schwierigkeiten fand, seine Truppen wieder in schlagfertigen Stand zu setzen. Ney, den er als Gouverneur in dieser Provinz zurückgelassen, war von den Patrioten sehr in die Enge getrieben worden, nachdem die Franzosen in mehreren Gefechten geschlagen, und die Städte Ferrol und Corunna wieder genommen hatten.

Sir Arthur Wellesley war außer Stand, den Marschall Soult nach Gallicien zu verfolgen und dadurch dessen Niederlage zu vollenden, weil die Franzosen nach dem großen Siege bei Tudela mit großer Macht in Andalusien eingedrungen waren, wo ihnen nun eine schlecht ausgerüstete, entmuthigte Armee von 40,000 Mann, unter den Befehlen des unbesonnenen, nicht glücklichen Generals Cuesta, entgegen stand. Es war augenscheinlich, daß Marschall Victor, der in Andalusien befehligte, einen bedeutenden Theil

seiner

seiner Streitkräfte nach Lissabon hätte entsenden können, wenn Sir Arthur Wellesley, um Soult zu verfolgen, diese Stadt ihrem Schicksal hätte überlassen wollen. Dies durfte er nicht thun. Der englische General entwarf daher den herrlichen, durch den Umstand, daß Buonaparte nach Oesterreich abgereist war, begünstigten Plan, nach Andalusien zu marschiren, sich mit Cuesta zu vereinigen und gegen die Eingedrungenen mit solchem Nachdruck zu verfahren, daß sie zugleich im Süden aufgehalten und in Madrid gefährdet werden mußten. Unglücklicherweise scheint Cuesta, sehr zur Unzeit, von einer Eifersucht befallen worden zu seyn, die sich in allen Gestalten, die der Eigensinn annehmen kann, blicken ließ. Zu allen den wohlberechneten Planen, die ihm der englische General vorlegte, versagte er seine Mitwirkung; und als sich eine günstige Gelegenheit zeigte, den Marschall Victor anzugreifen, noch ehe er sich mit den Truppen, die ihm Joseph Buonaparte und Sebastiani von Madrid aus zuführten, vereinigt hatte, so erklärte Cuesta, er sey nicht gesonnen, sich an einem Sonntage zu schlagen.

So blieb die goldene Gelegenheit unbenützt; und als die Alliirten hierauf am 28. Juli 1809 die Schlacht, die sie früher freiwillig hätten liefern können, annehmen mußten, so waren die Umstände weniger vortheilhaft. Demungeachtet wußte Sir Arthur Wellesley in der berühmten Schlacht von Talavera de la Reina

den Franzosen eine vollständige Niederlage beizubringen. Der Erfolg dieser Schlacht, in welcher die Britten über einen zweimal so starken Feind gesiegt hatten, fiel aber durch den tollen Starrsinn des Cuesta anders aus, als man hätte erwarten sollen. Da sich nämlich die französischen Truppen von allen Seiten zusammenzogen, so war Sir Arthur Wellesley in die Nothwendigkeit versetzt, sich nach Portugal zurückzuziehen, und zwar unter Zurücklassung von mehr als 1500 Verwundeten, die nicht zurückgebracht werden konnten, weil der spanische General die hiezu nöthigen Transportmittel zu liefern versäumt hatte. Die Franzosen benahmen sich gegen diese Verwundeten die auf diese Weise in ihre Hände fielen, wie es sich für einen gesitteten Feind ziemt, benützten aber diesen Umstand, um den Sieg, der durch ihre Flucht vom dem Schlachtfelde erwiesen war, in Abrede zu stellen.

Doch konnten die Bülletins, wie sie der Moniteur gab, Niemanden über den wahren Stand der Dinge täuschen. Die spanische Junta erkannte die Verdienste des englischen Generals, und entfernte, freilich etwas zu spät, den General Cuesta von seinem Commando, zur Strafe für sein unverantwortliches Benehmen. In England wurde Sir Arthur Wellesley als Lord Wellington unter dem allgemeinen Beifall der Nation zur Pairswürde, und folglich so hoch erhoben, als es die Verfassung unseres Landes zuläßt. Buonaparte ehrte seinerseits den Sieger von

Talavera am meisten durch die Entrüstung, die er über die Niederlage seiner Truppen zeigte. Er hatte dieselbe schon erfahren, noch ehe der Offizier mit dem offiziellen Berichte eintraf. Dieser fand bei dem Kaiser eine schlechte Aufnahme; und, als ob die Boten für die Nachrichten, die sie bringen, verantwortlich wären, wurde ein zweiter Offizier, der mit dem Duplicate desselben Berichts kam, noch strenger behandelt, und sogar auf einige Zeit in Arrest gesetzt.

Dieser leidenschaftliche Ausbruch war offenbar nicht durch die nächsten Folgen der Niederlage veranlaßt worden, denn dem scharfsinnigen Auge Napoleons konnten die Umstände nicht entgehen, durch welche die alliirten Armeen größtentheils um die Früchte ihres Sieges gebracht wurden; allein Napoleon sah in der Schlacht von Talavera eine, den brittischen wie den spanischen Soldaten gegebene Bürgschaft, daß die Franzosen durch rechten Widerstand in die Flucht getrieben werden können. Er sah auch voraus, daß die brittische Regierung den Kampf auf der Halbinsel nicht mehr aufgeben, und daß auch das spanische Volk zu fernerem Widerstande ermuthigt werden würde; er sah mit Einem Worte die sechs blutigen und verzweifelten Feldzüge voraus, die erst mit der Schlacht von Toulouse im Jahr 1814 dem Kriege ein Ende machen sollten.

Während er dergleichen ahnete, schien ihm das Glück doch auch wieder zu lächeln. Saragossa, aber

mals belagert, bewies zwar dieselbe Standhaftigkeit, wie das erste Mal, aber nicht mit demselben Glück. Nach einem gleich ehrenvollen Widerstande mußten die tapfere Garnison und Bürgerschaft, aus Mangel an ferneren Vertheidigungsmitteln und weil kein Ersatz zu hoffen war, sich endlich ergeben.

Gerona, Tarragona, Tortosa wurden alle nach muthiger Vertheidigung genommen, und die Unterwerfung von Catalonien, der kriegliebendsten unter allen Provinzen, schien vollendet.

Andalusien, die reichste unter allen Provinzen, war schlechterdings erobert, zufolge der Niederlage, die die spanische Hauptarmee, unter Arrizaga bei Occana im November 1809 erlitten hatte, nachdem die englischen Truppen wieder nach Portugal zurückgegangen waren. Joseph Buonaparte, dem der Weg durch diesen letzten Sieg geöffnet worden, zog am 17ten Januar 1810 in Cordova und am 17ten Februar desselben Jahrs in das stolze Sevilla triumphirend ein. Doch war der Hauptpreis des Sieges noch nicht gewonnen. Die oberste Junta hatte sich nach Cadix zurückgezogen, welche Stadt, auf einer Insel gelegen und vom festen Lande einerseits durch einen Kanal, und auf den übrigen Seiten durch die See abgeschnitten, der kräftigsten Vertheidigung fähig ist.

In Cadix lag eine Besatzung von zwanzigtausend Engländern, Spaniern und Portugiesen, unter den Befehlen des Generals Graham, eines ausgezeichne-

ten Offiziers, dessen Verdienste, gleich denen Napoleons, sich zuerst bei der Belagerung von Toulon bemerklich gemacht hatten. Marschall Soult, der französische Obergeneral in Spanien, traf Anstalten zu der Belagerung dieser Stadt, deren Eroberung der patriotischen Sache den Todesstoß gegeben haben würde.

So schön sich diese wichtigen Vortheile aber auch im Moniteur ausnahmen, so unbezwingbar war der Geist, den Napoleon in den Spaniern geweckt hatte, daß Unfälle, die jedem andern Volke allen Muth benommen haben würden, dieselben zu noch verzweifelterem Widerstande anzufeuern schienen. Von dem Zustande ihres Landes sprechend, drückten sie wegen ihres gegenwärtigen Mißgeschickes keine Besorgniß aus. Ihre Vorfahren hätten, sagten sie, zwei Jahrhunderte gebraucht, um mit den Mauren fertig zu werden; sie zweifelten nicht sich die Franzosen bälder vom Halse zu schaffen; dabei müßten sie aber auf Zeit und Umstände sowohl, als auf Tapferkeit rechnen. Die Kriegsereignisse waren nicht selten diesen Hoffnungen günstig. Die Spanier, öfters schwach erfunden, wo sie sich am stärksten glaubten, bewiesen sich manchmal am mächtigsten, wo sie, nach menschlicher Ansicht, am schwächsten schienen. Während sie Andalusien, dessen Vertheidigung so leicht schien, verloren, wurde die gebirgige Provinz Gallicien, welche die Franzosen, die Britten verfolgend, durchzogen, und wo sie die wich-

tigen Seestädte Corunna und Ferrol genommen hatten, den Siegern wieder durch Romana entrissen, dessen Armee nur schwach und schlecht disciplinirt war, aber von den kriegerischen Einwohnern unterstützt wurde.

Auch in Catalonien hatten die Franzosen die oben angeführten Städte und Festungen kaum erobert, als sie von den catalonischen Scharfschützen unter Lacy, O'donnell, und D'Eroles, geneckt, bekämpft und zuweilen geschlagen wurden. Ja, während die Franzosen ihre scheinbaren Eroberungen bis zum mittelländischen Meer ausdehnten und ihr Geschütz vor Cadix donnern ließen, waren sie so wenig im friedlichen Besitz von Navarra und den andern an Frankreich grenzenden Provinzen, daß kein Offizier mit Depeschen ohne eine starke Bedeckung von Burgos nach Bayonne kommen konnte; es zeigten sich sogar spanische Banden an der französischen Grenze, und überschritten dieselbe, um den kleinen Krieg zu führen, und Contributionen zu erheben.

Da es auf der französischen Grenze so aussah, so läßt sich denken, daß die Provinzen des Binnenlandes nicht botmäßiger waren. In der That übten die Franzosen auf der ganzen Halbinsel keinen andern Einfluß, als denjenigen, den das Bajonet, oder der Säbel verschaffen kann; und wo diese nicht wirkten, war das ganze Land im Aufstand.

Dieser allgegenwärtige und beharrliche Widerstand

hatte das sogenannte Guerilla-System oder den Partheigängerkrieg zu seiner Basis, für welchen der spanische Charakter und der spanische Boden ganz geeignet sind, und wodurch dem eingedrungenen Feinde weit mehr Abbruch geschieht, als durch die Operationen einer geregelten Armee, in soferne er seinen Gegner nie recht fassen, ihm nie einen Hauptschlag beibringen kann. Es war mit den Vertheidigern Spaniens wie mit den Wächtern eines bezaubernden Schlosses in der italienischen Romanze; dem Abenteurer, der sich diesem Schlosse zu nahen wagte, trat zuerst ein Krieger mit voller Rüstung in den Weg; war dieser gefallen, so erschien sofort eine Menge kleiner Zwerge, die dem fahrenden Ritter weit grimmiger zusetzten, ihm mehr zu schaffen machten, als der riesenhafte Gegner, den er zuerst erlegt hatte. Die Eigenschaften eines Partheigängers oder ungeregelten Soldaten sind dem Spanier angeboren. Ruhig, mässig, voll Ausdauer in den größten Beschwerden, unter einem kalten Aeußern ein glühendes, feuriges Temperament verbergend, wissen die Spanier vortheilhafte Gelegenheiten abzuwarten, und lassen sich durch Schwierigkeit, oder Niederlagen nicht leicht schrecken. Da sie meistens gute Schützen sind und auch die Lanze, den Säbel oder den Dolch gut zu gebrauchen verstehen, so sind sie furchtbar im Hinterhalt und nicht weniger im Handgemenge, wo die Menschen, Mann gegen Mann, mehr wie die Natur es

eingibt, als den Kriegsregeln gemäß fechten. Auch die Halsstarrigkeit des castilianischen Charakters kam bei dieser Kriegsweise sehr in Anschlag. Weder Versprechungen noch Drohungen vermochten etwas über diese Menschen, und durch die Vollziehung der angedrohten Strafen wurde nur die Rachsucht geweckt, die den Spanier taub gegen alles macht, was man ihm sagen mag.

Auch die Offiziere waren dem Geschäfte nicht weniger gewachsen, als ihre Mannschaft. Die Führung einer Guerilla war ein Amt, dem sich niemand unterzog, der sich demselben nicht gewachsen fühlte, oder dem es nicht gewissermaßen aufgedrungen wurde.

Unter den spanischen Offizieren gab es nur wenige, die etwas von der Kriegskunst verstanden, und daher eine Armee im Felde anführen konnten; die Eigenschaften eines Guerilla-Führers sind dagegen dem menschlichen Gemüthe gleichsam eingeprägt und vorhanden, sobald man ihrer bedarf. Diese Führer waren, wie es der Zufall fügte, zum Theil hochgeborne, zum Kriegswesen erzogene Männer; andere waren Schmuggler oder Bauern gewesen, oder hatten andere Gewerbe getrieben, nach denen sie genannt wurden, wie z. B. der Pfarrer, der Arzt, der Schäfer u. s. w. Manche dieser Namen werden an tapfere Thaten, der Name eines Mina und Empecinado zugleich aber auch an den groben Undank erinnern, mit dem diese Thaten belohnt worden sind.

Diese kühnen Männer kannten auf das genaueste die Pässe, festen Punkte, Wälder, Gebirge und Wildnisse in den Provinzen, in denen sie den Krieg führten; und durch ihre Einverständniße mit den Bauern erfuhren sie alles, was bei dem Feinde vorging. War ein ausgesandtes französisches Detaschement zu schwach, so lief es Gefahr, abgeschnitten zu werden; war es stark genug, dagegen aber die Besatzung des Platzes, von dem es ausgegangen, nicht hinreichend, so ward der Posten genommen. Die Guerillas merkten auf die unerheblichsten, wie auf die wichtigsten Dinge; ein Kurier konnte ohne eine starke Bedeckung gar nicht fortkommen, und wollte der eingedrungene König in der Nähe seiner Hauptstadt das Vergnügen der Jagd genießen, so bedurfte er, wie Graf Percy in der Ballade, einer Leibwache von 1500 Mann. Die sogenannten Juramentados, d. h. diejenigen Spanier, die dem König Joseph den Eid der Treue geleistet hatten, wurden von den Guerillas genau beobachtet, und wenn sie ihrer Sache zu eifrig dienten, aufgegriffen, weggeführt und als Verräther bestraft, so daß den Franzosen sich zu unterwerfen und sich von ihnen gebrauchen zu lassen wenigstens eben so unklug schien, als sich denselben kühn zu widersetzen.

Die Stärke der Guerillas wechselte zu verschiedenen Zeiten, je nachdem die Chefs ihren Ruf zu behaupten wußten oder die Mittel besaßen, ihren Anhängern den Unterhalt zu sichern. Einige dieser Chefs

befehligten kleine Armeen von 2000 Mann und darüber, andere, oder dieselben Chefs, hatten nach einer Niederlage manchmal nur zehn oder zwanzig Mann. Die Franzosen versuchten oft, diejenigen Streifkorps, durch welche sie am meisten litten, zu überfallen und aufzureiben, und schickten zu diesem Ende von verschiedenen Punkten aus sogenannte bewegliche Colonnen nach dem Sammelplatze der Guerillas. Aber ungeachtet ihrer Thätigkeit und Gewandtheit bei diesen Unternehmungen gelang es ihnen doch selten, ihren Gegner unversehens zu überfallen, und wenn dies auch geschah, so zerstiebten die Individuen, aus denen die Bande bestand, und entkamen auf Wegen, die nur sie kannten. Wenn nun die französischen Offiziere glaubten, sie völlig aufgerieben zu haben, so erschienen sie wieder auf einem andern Punkt und zwar in dem Rücken und auf den Communicationen derjenigen, die noch vor kurzem geglaubt hatten, ihrer habhaft zu werden. Auf diese Art schienen die Guerillas unsichtbar, wenn sie aufgesucht wurden, allgegenwärtig, wenn den Eingedrungenen Schaden zugefügt werden konnte. Jagd auf sie zu machen war so viel, als dem Winde nachlaufen; sie einzuschließen so viel, als Wasser mit einem Siebe schöpfen wollen.

Soult versuchte es, diese unstäten und neckenden Feinde durch eine Proklamation einzuschüchtern, in welcher er erklärte, daß er die Guerilla-Genossen nicht als Soldaten behandeln, sondern im Betretungs-

falle als auf der That ertappte Straßenräuber hinrichten lassen würde. Zur Antwort auf diese Proklamation machten die Chefs ein königliches Dekret, wie sie es nannten, bekannt, worin sie den Satz aufstellten: jeder Spanier sey durch die Noth der Zeit Soldat, und habe als solcher, wenn er mit den Waffen in den Händen ergriffen würde, alle militärischen Vorrechte anzusprechen. Sie erklärten demnach, daß sie von den Wiedervergeltungsmitteln, die ihnen zu Gebote stünden, ohne weiteres Gebrauch machen, und für jeden Spanier, an welchem Soult's ungerechte und unmenschliche Drohung vollzogen werden sollte, zweien Franzosen das Leben nehmen würde. Diese Drohungen wurden auf beiden Seiten erfüllt. Man sagt, es sey zuerst von einem französischen General das Beispiel einer abscheulichen Grausamkeit dadurch gegeben worden, daß er acht Gefangene von der Bande des Empecinado an Bäume habe annageln und gleichsam kreuzigen lassen. Der spanische Chef ergrimmte darüber so sehr, daß weder Furcht noch Mittel etwas über ihn vermochte, und ließ zur Wiedervergeltung eben so viele Franzosen an dieselben Bäume nageln, daß der Wald von Guaderama von ihrem Jammergeschrei ertönte. Doch diese Gräuel ließen auf beiden Seiten bald nach, indem beide ihr Interesse dabei fanden, sich wieder in die Sitte des rechtlichen Krieges zu fügen.

Wir haben in einer flüchtigen Skizze den eigen-

thümlichen Charakter dieser sonderbaren Art der Krieg- führung zu schildern versucht, die in der Geschichte des Menschengeschlechts einen eigenen Abschnitt bildet und den Beweis herstellt, wie schwer es fällt, auch durch die furchtbarsten militärischen Mittel, ein Volk zu unterwerfen, das fest entschlossen ist, sich nicht un- ter das Joch zu beugen. Die Wahrscheinlichkeit die- ses Falles war dem Scharfblicke Napoleons nicht ent- gangen, der, obgleich die Folgen voraussehend, doch der Versuchung nicht hatte widerstehen können, eine so glänzende Herrschaft an sich zu reißen, und der noch immer entschlossen war, wie er sich selbst ausge- drückt haben soll, wenn nicht über die Spanier selbst, doch über Spanien zu herrschen. Aber die Verwirk- lichung dieses fühllosen, nur im Aerger, nicht im Zustande der Besonnenheit ausgesprochenen Wunsches würde den verwickelten Knoten der spanischen Angele- genheiten noch keineswegs gelöst haben.

Buonaparte, der so trefflich zu rechnen verstand, hatte darauf gerechnet, daß Spanien in seinen Hän- den die reichen Zuflüsse aus seinen südamerikanischen Provinzen behalten würde. Wäre es ihm gelungen, seinen ganzen Plan in Ausführung zu bringen, hätte der alte König sich wirklich nach Peru oder Mexiko eingeschifft, so würde Napoleon durch seinen Einfluß auf Karl, die Königin und ihren Buhlen Godoy, vielleicht ein solches Resultat bewirkt haben. Aber zu Folge des Statt gefundenen Bruches machten die spa-

nischen Kolonien zuerst gemeinschaftliche Sache mit den Patrioten des Mutterlandes und schickten zum Behuf des Krieges gegen die Franzosen bedeutende Summen nach Cadix; als sie später andern Sinnes wurden und die Gelegenheit ersahen, sich unabhängig zu machen, so stellten sie alle Sendungen ein, und es strömte nicht länger eine goldene Fluth nach Spanien.

Buonaparte hatte hierauf nicht Rücksicht genommen und mußte jetzt seine unbesonnene Habsucht, wie jener Knabe in der äsopischen Fabel, der das Huhn, welches goldene Eier legte, getödtet, beklagen. Die Täuschung war so groß als unerwartet. Napoleon hatte aus seinem Privatschatz und aus den Hülfsquellen Frankreichs den ganzen Aufwand für die beiden großen Armeen, die das spanische Gebiet zuerst überzogen, begreiflicherweise in der Voraussetzung bestritten, daß die französischen Truppen fortan auf Kosten der Provinzen, wo sie im Quartiere lagen, verpflegt und besoldet werden würden. Nachdem die reichen und fruchtbaren Provinzen von Andalusien, Grenada und Valencia einmal erobert waren, konnte dieses, wie es schien, keinen Schwierigkeiten unterliegen; allein so allgemein war die Abneigung gegen die Franzosen, so sehr verschwand die klingende Münze, und so groß war die durch die Guerillas verursachte Störung, daß König Joseph, sein Hof und die französische Armee ohne die Dazwischenkunft Napoleons gar

nicht bestehen konnten; und dieser mußte so bedeutende Summen vorschießen, daß in den von den Franzosen besetzten Gegenden alles spanische Geld aus dem Umlaufe verschwand und durch das französische ersetzt wurde. Solchergestalt ein Königreich unterstützen zu müssen, aus dem er selbst Hülfsmittel zu ziehen gedacht hatte, war für Napoleon keine geringe Kränkung, — aber nicht die einzige, die für ihn aus dem dort eingeführten System erwuchs.

Als Joseph, ein besonnener und vernünftiger Mann, die Krone Spaniens aus den Händen Napoleons empfing, mußte er einsehen, daß solche nur das Sinnbild einer entlehnten und abhängigen Herrschaft sey, daß sie alles eigenen Glanzes entbehre und nur den Glanz von seines Bruders kaiserlichem Diademe zurückwerfe. Es konnte ihm nicht entgehen, daß Napoleon, auch nachdem er ihn zum König von Spanien erhoben, auf seinen Gehorsam Anspruch mache, und daß er, auch als Monarch, noch immer ein Unterthan des französischen Kaisers sey. Hierauf mußte er völlig gefaßt seyn. Allein Joseph, der nicht ohne Familienstolz war, wollte, mit Ausnahme seines Bruders, von Jedermann als Souverain behandelt werden, und war sehr ungehalten über das Benehmen der Marschälle und Generale, die ihm sein Bruder zu seiner Unterstützung zugesandt hatte. Jeder von diesen befehligte sein abgesondertes Armeekorps und erkannte kein anderes Oberhaupt, als den Kaiser; ja

der verfuhr, wie er es vor diesem verantworten zu können glaubte, erhob Steuern nach Gefallen und sah in dem König Joseph nur einen überflüssigen und unnützen Civilbeamten, der der Armee mit dem Troß folgte und dem man nur wenig Ehre und keinen Gehorsam schuldig sey. Der Zustand der Kriegs- und Regierungsangelegenheiten wurde mit einem Wort so verwickelt, durch die gegenseitigen Ansprüche Josephs und der französischen Generale entstand ein solcher Wirrwar, daß, als jener nach Paris kam, um der Trauung von Napoleon und Marie Louise beizuwohnen, er ausdrücklich verlangte, daß alle französischen Truppen in Spanien unter sein eigenes Commando, oder vielmehr unter das seines Majorgenerals gestellt werden sollten, und im Falle dieses abgelehnt würde, bat er um die Erlaubniß, die Krone niederlegen zu dürfen, oder, was gleich bedeutend war, um die Entfernung der französischen Hülfstruppen aus Spanien. Buonaparte, der bei einer frühern Veranlassung seinen Bruder zum Generalissimus aller Truppen in seinem vermeintlichen Gebiete ernannt hatte, genehmigte nun, daß fortan alle französischen Generale in Spanien ohne Ausnahme unter dem Marschall Jourdan, dem Majorgeneral des Königs Joseph, stehen sollte. Da aber diese Generale den Augen Napoleons entrückt und sowohl an den eingedrungenen König als an den Kaiser gewiesen waren, so fiel es ihnen nicht schwer, den Forderungen des

einen wie des andern auszuweichen und sich unabhängig zu machen.

Diese mißlichen Umstände wurden noch verschlimmert durch die Gegenwart der englischen Armee, die nach zweimaliger Vertreibung der Franzosen aus Portugal nicht geneigt schien, nach ihren Schiffen zurückzukehren, sondern an den Grenzen des letztern Königreichs stehen blieb, um die Spanier zu fernerem Widerstande aufzumuntern und ihnen dazu behülflich zu seyn. Es war nicht die Schuld des Obergenerals, daß diese Armee sich fast einzig auf die Beobachtung des Feindes beschränkte. Wären die zu der so unglücklich gedachten Expedition von Walchern verwendeten Truppen mit denen, die unter den Befehlen von Lord Wellington standen, vereinigt worden, so würden sie mit einem weit geringeren und auf jeden Fall ehrenvolleren Verluste die Franzosen über den Ebro vertrieben und vielleicht gar zur völligen Räumung Spaniens gezwungen haben. Allein es war nicht zu erwarten, daß unser Kabinet, das in der neuesten Zeit allerdings eine kühnere und auch richtigere Idee von den Hülfsquellen des Landes gefaßt hatte, auf einmal und unter dem Geschrei einer Opposition, die in jedem Schritte gegen Frankreich ein verzweifeltes Wagestück sah, zum Behuf einer in seinen Augen allerdings vielversprechenden Unternehmung einen beträchtlichen Theil der Nationalmacht aufs Spiel setzen würde. Selbst einsichtsvolle Staats-

männer vergessen zuweilen, daß, wo zur Erreichung eines Zweckes ein großer Aufwand an Menschen und Geld erfordert wird, es eine elende Politik ist, an dem einen oder dem andern Bedarf sparen zu wollen, und daß durch eine solche zur Unzeit angebrachte Knickerei die Schwierigkeit eines Unternehmens entweder ganz oder zum Theil unbesiegbar werden müssen.

Buonaparte war indessen in Beziehung auf das durch Bürgerkrieg zerrissene, halb unterjochte, halb freie Spanien, das ihm die größten Opfer abnöthigte und endlosen Aerger bereitete — um uns eines gemeinen Gleichnisses zu bedienen — in der Lage eines Mannes, der einen Wolf gefaßt hat, sich nicht stark genug fühlt, das wüthende Thier zu überwältigen, und es doch für gefährlich hält, dasselbe fahren zu lassen. Seine Macht beruhte großentheils auf der Meinung, daß ihm alles, was er unternommen, gelingen müsse. Er selbst vertraute gar sehr auf seinen Stern; und da es weder in seiner Gemüthsart, noch in seiner Politik lag, das, was er unternommen, aufzugeben, so entschloß er sich zu einer riesenhaften Anstrengung, um die Leoparden und ihren Seapoygeneral, wie die Britten und Lord Wellington in den französischen Tagblättern genannt wurden, aus Portugal zu vertreiben, sich Lissabons zu bemächtigen, und dadurch für die Zukunft fremden Truppen das Thor der Halbinsel zu verschliessen.

In Gemäßheit der Befehle des Kaisers ward jetzt die sogenannte Armee von Portugal, nach einem bis jetzt in der Halbinsel noch nie gesehenen Maßstab gebildet. Von den Franzosen selbst auf 110,000 Mann angeschlagen, war dieselbe wenigstens 80,000 Mann stark. Sie kam unter den Befehl von Massena, des Fürsten von Eßling, der nach Napoleon den ersten Namen in der französischen Armee trug, und dem das Glück stets so hold gewesen, daß ihn sein Gebieter das verwöhnte Kind des Sieges zu nennen pflegte.

Lord Wellington hatte an brittischen Truppen nicht über 25,000 Mann, und darunter so viele Untüchtige, daß er sich gänzlich auf die Defensive beschränken mußte. Dazu kamen aber noch 30,000 Portugiesen, in welche andere Generale wohl kein großes Vertrauen gesetzt haben würden; allein sie wurden wie brittische Soldaten abgerichtet, besoldet und verpflegt, und von brittischen Offizieren befehligt; und Lord Wellington, der den unkriegerischen Hindu unter ähnlichen Umständen als einen nicht unwürdigen Gefährten des englischen Soldaten gesehen hatte, schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, in den gebornen Portugiesen den schlafenden und unterdrückten aber doch vorhandenen Kriegsgeist zu wecken. Diese Streitmacht war größtentheils unter den Auspicien des Marschalls Beresford gebildet worden, eines Officiers, dem das Vaterland ewigen Dank schuldig ist, für die Hingebung

mit der er sich einem gar nicht angenehmen und wenig versprechenden Geschäfte unterzog, und für die meisterhafte Art, mit der er durch Gewandtheit, Unverdrossenheit und Menschenkenntniß in einer so wichtigen Krise seine Aufgabe zu lösen wußte.

Doch mußte man sich durchaus hüten, in diese erst neuerlich ausgehobenen und eingeübten portugiesischen Truppen ein zu großes Vertrauen zu setzen; man mußte abwarten, bis sie sich nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis der Kriegskunst etwas umgesehen haben würden.

Zufolge der Schwäche der brittischen und der noch mangelhaften Disciplin der portugiesischen Truppen mußte Lord Wellington einstweilen unthätig bleiben und zusehen, wie die Gränzfestungen Civdad Rodrigo und Allmeida, fast in Gegenwart seiner Armee genommen wurden. Diese beiden unglücklichen Ereignisse gaben der brittischen Nation, wie gewöhnlich, Anlaß zu übertriebenen Besorgnissen; allein Lord Wellington hatte dieselben bereits in seine Berechnung gezogen. Er war an die Grenze vorgerückt, nicht etwa, um diese beiden Plätze mit Gewalt zu entsetzen, sondern nur um die Besatzung derselben zum längsten Widerstande zu vermögen, der den Alliirten eben so nützlich, als den Franzosen verderblich werden mußte.

Zur Vertheidigung und Behauptung von Portugal hatte er bereits eine Stellung gewählt und deren

Befestigung angeordnet. Wir meinen die Stellung von Torres Vedras, die nach seiner eigenen Aussage vor dem Untersuchungsgerichte diejenige war, die Junot nach der Schlacht von Vimeira hätte beziehen sollen. Alle vorläufigen Bewegungen Lord Wellington's waren darauf berechnet, den Feind von seinen Hülfsquellen und Communicationen ab- und nach diesem Punkte zu ziehen, den der eingedrungene nicht würde überschreiten können.

Indem Lord Wellington zufolge dieses trefflich berechneten Planes sich vor der französischen Armee zurückzog, verhalf ihm der Zufall oder vielmehr die Vermessenheit seines Gegners zu einem rühmlichen Siege. Wenn auch Massena dem Muthe der Britten Gerechtigkeit wiederfahren ließ, so glaubte er doch das militärische Talent ihres Generals mit Recht bezweifeln zu dürfen. Ihre rückgängige Bewegung von den Ufern der Coa bis nach Lissabon war zwar mit aller Besonnenheit und Umsicht, wie auf einem Schachbrette, angeordnet, aber dennoch eine rückgängige Bewegung; und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, durch einen kühnen und plötzlichen Angriff den Rückzug der Britten zu beschleunigen und sie, wenn nicht in die See zu werfen, doch in ihre Schiffe zurückzutreiben, die er für ihren letzten Zufluchtsort hielt.

Dies führte zur Schlacht von Busaco, die am 27sten September 1810 geschlagen wurde.

An diesem denkwürdigen Tage hatte die brittische Armee auf der Sierra, d. i. auf dem Gebirgsrücken Busaco, ihre Stellung genommen. Massena hätte durch Umgehung dieser Stellung den englischen General zur Fortsetzung seines Rückzugs zwingen können; er zog es aber vor, dieselbe in der Fronte zu fassen. Die Franzosen griffen in fünf starken Kolonnen an. Von den zwei Kolonnen des rechten Flügels wurde die eine auf der höchsten Kuppe mit dem Bajonet empfangen und derb zurückgewiesen; die andere, welche durch das Feuer großen Verlust erlitten, zog ab ehe sie den Gipfel erreichte. Die übrigen drei Kolonnen hatten ungefähr dasselbe Schicksal. Auf solch ungünstigem Boden besiegt, verlor der Feind, wie berechnet worden, wenigstens zweitausend Todte und sehr viel Verwundete. Die moralische Wirkung der Schlacht von Busaco war unermeßlich. Sowohl die Engländer, als die Portugiesen wurden dadurch überzeugt, daß der Rückzug von Lord Wellington's Armee nicht durch Furcht veranlaßt, sondern wohl erwogen sey. Auch ergab sich daraus, in wie weit man sich auf die neuausgehobenen portugiesischen Truppen verlassen könne. „Sie haben sich," sagte Lord Wellington in seinem amtlichen Berichte, „der Ehre würdig gezeigt, an der Seite der brittischen Truppen zu fechten;" und ihr Selbstvertrauen wuchs in demselben Maße, in welchem ihre Verdienste anerkannt wurden.

Die französische Armee stand nun von fernerem Angriffen auf die Sierra ab, und umging dieselbe, um über Coimbra nach Lissabon zu kommen. In der erstgenannten Stadt ließ Massena einen starken Nachtrab mit seinen Verwundeten zurück; allein die durch den Sieg von Busaco bewirkte Begeisterung war bei den Portugiesen noch nicht vorüber. Oberst Trant, ein brittischer Offizier, der eine Abtheilung von der portugiesischen Miliz befehligte, erschien vor Coimbra und bemächtigte sich dieses Platzes durch einen raschen Angriff. Ungefähr fünftausend Mann, mit Einschluß der Verwundeten, fielen sammt allen Spitalvorräthen in die Hände der Portugiesen; und Massena, der den Platz nicht wieder nehmen konnte, sah sich aller der Hülfsquellen beraubt, die diese Stadt und die Umgegend ihm hätten gewähren können.

Beide Armeen staunten nicht wenig, als der Rückzug der Britten und das Vorrücken der Franzosen plötzlich aufhörte. Die Britten bezogen eine mit vieler Kunst und durch große Anstrengungen zugerichtete, durch Schanzen und Batterien vom größten Kaliber befestigte Stellung, in der sie, da ihre Zufuhren durch den Tajo und den Hafen von Lissabon gesichert waren, keinen Mangel zu befürchten hatten, und wo sie es mit dem überlegensten Feinde aufnehmen konnten.

Die Franzosen dagegen, die gehofft hatten, als Sieger in Lissabon einzuziehen, sahen sich in einem

durch die Hände seiner Bewohner verwüsteten Lande, ohne rückwärtige Magazine oder Spitäler, einem Feinde gegenüber, dessen Stärke sie erst neuerlich erfahren hatten, von einer feindlich gesinnten, größtentheils bewaffneten Bevölkerung umgeben. Wenn Massena auch gewissermaßen von sich rühmen konnte, daß er Lissabon belagere, so war er doch hinwiederum der Gefahr einer Hungersnoth ausgesezt, von der gewöhnlich nur der Belagerte bedroht ist. Er schien durch einen seltsamen Wechsel das Loos der Bewohner von Lissabon eingetauscht zu haben und alle die Uebel erdulden zu müssen, die er diesen zugedacht hatte.

Es entstand nun eine Pause in den beiderseitigen Kriegsoperationen. Lord Wellington hatte den Schwerpunkt seines Vertheidigungssystems erreicht. Massena wußte noch nicht, wo er angreifen sollte. Das Wild war auf das Aeußerste getrieben, aber der Hund packte nicht. Die Augen von ganz Europa waren auf den Tajo gerichtet, an dessen Ufern zwei große Feldherren im Namen von zwei mächtigen Nationen um den Vorrang kämpfen sollten. Allein die Entscheidung verzögerte sich noch einige Monate, und wir können uns jezt mit der Darstellung anderer Begebenheiten befaßen.

(Ende des 19ten Bändchens.)

Einladung zur Supscription
auf
eine allgemein nützliche und wohlfeile
Volks-Bibliothek.

In der Verlagsbuchhandlung der **Gebrüder Franckh** in Stuttgart erscheinen im Laufe des Jahres 1827 und 1828 folgende interessante Werke:

Historischer Bildersaal
für
alle Stände
herausgegeben
in Verbindung mit mehreren Gelehrten
von
D. Karl von Rotteck,
Großherzoglichem Baden'schen Hofrath und Professor.

Es ist eines der bedeutsamen und zugleich hoffnungsreichen Zeichen der Zeit, daß die Neigungen der Lesewelt mehr und mehr von frivoler zu ernster Lektüre sich wenden, und daß zumal die **Geschichte** mit ihren hohen Bildern so Manche jetzt anzieht, die ehedessen nur gern auf den blumigen Feldern der Romane sich ergiengen. Jede literarische Erscheinung, die auf Befriedigung so edlen Geschmackes abzweckt, darf sich einer wohlwollenden Aufnahme getrösten, wofern sie nach Geist und Form gebildeter Leser nicht unwürdig ist. Auch längst bekannte Geschichten läßt man gerne von Neuem sich vorführen, wenn sie nach ihrem höheren Interesse zu widerholtem Verweilen bei ihnen einladen, oder wenn ein neuer Standpunkt ihrer Beschauung auch neue Partien oder neue Verhältnisse darstellt. Also wird ein an Schönheiten reiches Land immerdar mit sich wiederholender Freude bereiset, und der sinnige Wanderer zeichnet gern in seine Gedächtnißtafeln

einige der anziehendsten, überraschendsten, oder reichsten Ansichten und Landschaften ein, um dadurch seinen eignen Genuß dauerhafter zu machen, und ihn gleichgestimmten Freunden mitzutheilen. — Der

historische Bildersaal,

dessen Eröffnung wir hiemit ankünden, enthält eine solche Anzahl ausgewählter Zeichnungen, sämmtlich aus den bekannteren und wohl von allen unsern Lesern schon wiederholt bereisten Räumen: doch auch sämmtlich von der Art, daß jede wiederholte Beschauung mit erneutem Genusse lohnt, und jede Veränderung des Standpunktes neue Ansichten darbietet. Sie sind alle in verwandtschaftlicher Berührung mit den großen Erscheinungen der Gegenwart, mit den verhängnißreichen Lehren, Wünschen, Bedürfnissen und Befürchtungen, welche die neueste Zeit bewegen und über ganz Europa, ja über die Welt, alle bessern Gemüther füllen. Sie sind sämmtlich bedeutungsvoll, sprechen gleichmässig zu den Königen wie zu den Völkern, zeigend, hier wie die Herrschaft und dort wie die Freiheit errungen, behauptet, und verloren wird, jenes durch Mäßigung, Gerechtigkeit, Weisheit, dieses durch Engherzigkeit, Unrecht und Uebertreibung.

Es sind für's erste dreizehn Bilder gewählt worden, deren Interesse sich wohl schon durch die Ueberschrift ausspricht und daher keiner weitern Empfehlung bedarf. 1)

Geschichte der Inquisition.

Es kann nur heilsam seyn, die vollendeten Schrecken dieser scheußlichen Ausg nrt des Fanatismus und der Tyrannei sich zu vergegenwärtigen; denn dieselbe werden und müssen wiederkehren, wenn nicht das System gesetzlich begründeter Freiheit über die Anmaßungen der Gewalt den Sieg erringt. Wahrlich nichts ist natürlicher verbunden, daher nichts consequenter, als der verbundene Ruf: „Absolutismus und Inquisition!“

2) Die Geschichte des unglücklichen

Johann Huß und des Constanzer Conciliums

unterhält unsern Abscheu gegen das Reich der Finsterniß; und durchdrungen von ihm begreift man klarer, Geist und Wohlthat der Kirchenreformation, und begleitet man mit erhöhtem Interesse

3) den Heldenkampf der

Niederländer für ihre Befreiung vom Spanischen Joch.

Dieses dritte Gemälde muß auch in der drangvollsten Zeit einen tröstenden Eindruck geben.

4) Auch die Geschichte der

Bildung der Schweizerschen Eidsgenossenschaft,

das vierte Bild in unserer Galerie, wird den Freunden der Freiheit willkommen seyn; der eigenthümliche Reiz desselben, wie jene des herrlichen Schweizerlandes erhält sich auch bei täglicher Betrachtung. — Als minder erfreuende, doch gleich lehrreiche Gegenstücke folgen 6) und 7), die Geschichte des

Bauernkrieges in Teutschland und jene der Ligue in Frankreich;

zweier verunglückter und des Verunglückens werther Unternehmungen dort eines durch Mißhandlung in Wuth gebrachten Volkshaufens, hier einer theils herrschsüchtigen, theils fanatischen Partei. Schlechtigkeit der Führung dort, und Schlechtigkeit der Zwecke hier erklären den Ausgang und lassen ihn selbst wünschen. Dagegen sprechen 7) und 8) die Geschichte der

Vertreibung der Stuarts und jene der Nordamerikanischen Revolution

ein reines, ächt humanes und bürgerfreundliches Interesse an, als die glorreichsten, entscheidendsten, makelfreisten und früchtereichsten Triumphe des Rechts über die Anmaßung, und als höchst imposante Lehren für despotische Machthaber.

Auch Nr. 9. Geschichte des verhängnißreichen

Feldzugs wider Rußland im Jahr 1812, und Nr.: 10. Blicke auf

Napoleon in seiner Verbannung
auf St. Helena

bieten solche Lehren — wohl auch Stoffe zu hochwichtigen Vergleichungen — dar, und können für fühlende Gemüther nur von vielfach erschütternder Wirkung seyn.

Am Ende der Galerie (unter Nr. 11. 12. u. 13.) werden wir drei Gemälde aus der vaterländischen Geschichte setzen, die Geschichte des

teutschen Adels,
die des teutschen Städtewesens, und
die der teutschen Bauern.

Wem es angelegen ist, seine eigne Stellung im Vaterland zu kennen, mehr noch, wer über Gegenwart und Zukunft Teutschlands, sey es vom rechtlichen oder vom politischen Standpunkt zu urtheilen, vernünftige Wünsche oder Ahnungen zu hegen, oder auch mit mehr oder weniger zählenden Stimme zu sprechen begehrt, dem muß jene dreifache Geschichte kostbar, jedenfalls eine willkommene Leuchte seyn.

Wenn wir diesem unserm historischen Bildersaal die Gunst des gebildeten Publikums aller Stände, insbesondere auch der edleren Jugend und ihrer Erzieher versprechen, so berechtigt uns dazu außer der Natur seines Inhaltes auch der Name der Herren Mitarbeiter, welche, wie Münch, Pahl, Pfaff, Schneller u. A. schon lange sich der Achtung und Liebe der Geschichtfreunde erfreuen und nur in zeitgemäßer, nach Recht und Wahrheit gehender Richtung zu arbeiten gewohnt sind.

Der Bildersaal wird aus einer Reihe von fünfzig Bändchen bestehen, wovon monatlich 1 — 2 in Oktav geheftet, erscheinen werden. Um dieses Werk, an dessen Spitze der als Historiker und als practischer Staatsmann gleich hochgeachte Herr Hofrath von Rot-

teck steht, in Jedermanns Hände gelangen zu lassen, haben wir den Subscriptionspreis (18 Kreuzer oder 5 Groschen Sächsisch für das geheftete Bändchen) aufs Billigste gestellt. Subscribenten-Sammlern, namentlich die Herren Lehrer, welche für ihre Schüler auf dieses Werk zu subcribiren wünschen, bewilligen wir auf zehn Exemplare das eilfte frei.

Geschichte des Mönchthums in allen sein n Verzweigungen und Folgen für Kirche und Staat.

Nach den besten ältern und neueren Werken und Berichten durch

Dr. Ernst Münch.

In einer Zeit, welche so manche wunderbare Erscheinung wiederum aufweist, die man für ewig verdrängt zu haben glaubte; wo die Unwissenheit, der Aberglaube und der Fanatismus auf mehr als einem Punkte des gebildeten Europa sieghaft das Haupt wiederum zu erheben wägen; wo selbst die schauerlichen Ketzergeschichten des finstern Spaniens ihre Lobpreiser und Vertheidiger, zum Erstaunen der Welt, gefunden haben, und eine von gleich blutiger Politik als unchristlicher Gesinnung beherrschte Partei nach allen Seiten hin, in beklagenswerth-üppiger Blüthe aufwächst; ist es gewiß nicht unzweckmäßig einer großen Menge von Lesern, welche weder Zeit noch Geld, noch Lust genug haben, bändereiche Werke mühsam durchzustudiren, in gedrängter Uebersicht und dennoch möglichster Vollständigkeit alle die Denkmale des Aberglaubens, der Verblendung und der Glaubenswuth vorüber zu führen, durch welche das Mönchthum, dem wahren Christenthum gegenüber, die Herrlichkeit dieses letztern in einer langen Reihe von Jahrhunderten zu schänden versucht hat; ebenso die großherzigen Anstrengungen erleuchteter Regenten und begeisterter Einzelnen, welche das Riesengeschlecht der Nacht aus Kräften bekämpft

und seinen endlichen Sturz im größten Theile von Europa herbeigeführt haben; hierauf die abermaligen Versuche der Zeloten neuester Zeit, dasselbe wieder aus dem Grabe zu erwecken, und auf den Gräbern des gesunden Menschenverstandes den umgestürzten Thron des Fanatismus von Neuem wieder aufzurichten; diesen Bemühungen gegenüber das kräftige und ächt fürstliche Walten von Monarchen, wie Friedrich II., Maximilian I., Maximilian II., Friedrich der Große, Joseph II., Friedrich Wilmhelm III. von Preußen; Leopold II., Maximilian I., und Maximilian Joseph II. von Baiern, König Wilhelm der Niederland; endlich den unausgesetzten Kampf einer Anzahl beherzter und gelehrter Männer in mehr als einem europäischen Lande, für die Rettung kirchlicher Freiheit aus den überall gestellten Schlingen der Möncherei von jeder Farbe, und ultramontaner Anmaßungen.

Bei Bearbeitung dieses großen historischen Cyclus, der in der Profan — wie in der Kirchengeschichte einen bedeutenden Raum einnimmt, sollen jederzeit die gründlichsten und geistvollsten Vorarbeiten aus älterer und neuerer Zeit zu Grunde gelegt, die vorhandenen Lücken ergänzt, Irrthümer berichtigt, und die Fehler, Laster und Thorheiten so wie die reellen Verdienste jener furchtbaren Institute in gehöriges Licht gestellt werden.

Zur genauern Würdigung dieses volksthümlichen und im Interesse der Wahrheit einzig und allein berechneten Unternehmens diene nachstehender kurzer Prospektus der zu behandelnden Materie:

Erste Abtheilung:

I. Einleitung in die Geschichte des Mönchthums im Allgemeinen.

1) Ursprung und erste Gestalt des Mönchwesens in den ersten christlichen Jahrhunderten. — Die Einsiedler — die Klöster. —
2) Die Verdienste und die Thorheiten dieser Letztern gleich zu Anfang ihres Entstehens. Nach Helyot, Walch, Schröckh, Zimmermann und dem Verfasser der Ordres monastiques.
3) Ungeheures Wachsthum und überwiegender Einfluß der Klöster während des Mittelalters bis zum fünfzehnten Jahrhundert.

II. Die Geschichte der einzelnen Mönchsorden:

1) Carmeliter;
2) Die Väter des Todes;
3) Kamaldulenser
4) Karthäuser
5) Cisterzienser;
6) Orden von Fontevraud;
7) Benedictiner;
8) Bernhardiner;
9) Die Brüder von der Barmherzigkeit;
10) Mathurinen;
11) Prämonstratenser;
12) Franciskaner

13) Minimen, Kapuziner, Recollekten;
14) Dominikaner;
15) Antonsbrüder;
16) Cölestiner;
17) Augustiner;
18) Theatiner;
19) Väter der christlichen Lehre;
20) Die von Portroyal;
21) Hospitaliter;
22) Ursuliner; und die übrigen Nonnenklöster;
23) Lazaristen.

Jede dieser Einzelgeschichten enthält:

a) Die Biographie des Stifters oder Reformators; b) die Regeln und Observanzen des Ordens, so wie dessen Einrichtungen; c) die Koryphäen desselben im Guten wie im Schlechten; d) des Ordens Einfluß auf Kirche und Staat. Nach Helyot und Walch.

Zweite Abtheilung.

III. Die Opposition gegen das Mönchswesen von oben herab und von unten herauf, in verschiedenen Perioden des Mittelalters.

1) Die Zeiten der Abnahme des Ansehens der Mönchsorden während des 15ten und 16ten Jahrhunderts. – Laurentius Valla; Nicolaus von Cusa; Felix Hämmerlein; Savonarola.
2) Die Hauptbekämpfer des Mönchthums im 15ten Jahrhundert. – Reuchlin und Erasmus zu Anfang des sechszehnten; der Kampf mit den Kölnern; die Epistolæ obscuror. virorum.
3) Die Erscheinung von Luther, Zwingli und Calvin, als Häuptern der Reformation. – Ihre Anstrengungen wider Mönchthum und Ultramontanismus, abgesehen von ihren Unternehmungen auf das Gebäude der Hierarchie selbst; – Auswahl aus ihren Schriften, welche gegen die Mönche gerichtet waren. – Auswahl aus den Schriften Ulrich von Hutten, Herrmann von dem Busch; Loban Hesse, Lilibald Pirkheimer, Ericius Cordus, Crotus Rubianus, Nikodemus Frischlin, Herrmann v. Nüenar, Johann Eberlin, Thomas Murner, Heinrich Glareanus u. s. w. gegen Mönche und Mönchthum.
4) Die Geschichte der Inquisition in Italien, Spanien, Portugal, Ost und Westindien. Nach Llorente.
5) Die Geschichte der Jesuiten. Nach Wolf, Lang, Buchner und Friedmann.
6) Die berühmtesten Opfer der Möncherei

Dritte Abtheilung.

Die Zeiten allgemeinen Kampfes wider das Mönchthum, von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Ende der französischen Revolution.

1) Die Reformen des Marquis von Pombal in Portugal;

2) die Reformen Kaiser Josephs II. in Oesterreich;
3) Leopold II. und Scipio Ricci in Toscana;
4) Maximilian I. und Montgelas in Baiern;
5) die Maßregeln verschiedener andrer Fürsten gegen die Mönche.

IV. Die Versuche des Mönchthums in neuesten Tagen zu seiner Wiederherstellung:

1) Die Jesuiten; 2) die übrigen Mönche in a) Italien; b) Spanien und Portugal; c) Widerherstellung der Inquisition, d) In Oesterreich.

aa) Ligorianer; bb) Redemptoristen 2c. 2c.; e) in Frankreich und in der Schweiz aa) die eigentlichen Klöster; bb) Congregationen; dd) die Frères ignorantins; ee) die Missionäre; ff) die Collegien und Pensionate; gg) die marianischen Sodalitäten.

2) Ueber die Gefahren geheimer Gesellschaften und Propaganden in den europäischen Staaten für Kirche und Gemeinwesen. — Nach den zuverläßigsten neuern Berichten.

3) Die Anstrengungen der Regierungen und der Einzelnen gegen mönchische Umtriebe der neuesten Zeit.

4) Literatur, Geschichte des Mönchwesens, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

Die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit des Unternehmens leuchtet zu sehr in die Augen, als daß wir uns zur Empfehlung desselben viel zu verbreiten brauchten. Es darf wohl in keiner Bibliothek eines Geistlichen, sei er Katholik oder Protestant, fehlen, ja auch die gebildeten Laien unseres Vaterlandes werden mit Vergnügen ein solches Werk neben das „Conversationslexikon" und die „Stunden der Andacht" stellen. Wir erlauben uns daher nur die Art der Erscheinung hiermit anzuzeigen. Das Ganze wird 20 – 25 Bändchen, das Bändchen zu 180 – 200 Seiten, umfassen. Die erste Lieferung von zwei Bändchen erscheint zum 1sten Januar 1828. Der Preis einer Lieferung von zwei Bändchen ist 48 kr. oder 12 gr., wofür man in jeder soliden Buchhandlung subscribiren kann, von sechs zu sechs Wochen wird immer eine Lieferung erscheinen.

Freiburg im Breisgau.

Prof. Dr. E. Münch.

Ernst Ludwig Posselt's sämmtliche Werke.

Die Sammlung wird aus folgenden vier Hauptabtheilungen bestehen, in deren jeder die einzelnen Werke in chronologischer Ordnung folgen, wo nicht etwa durch verwandte Materien eine eine Aenderung geboten ist.

I. a) Geschichte der Teutschen bis zum Tode Sigismunds 1437. b) Geschichte Karls XII. nach Voltaire; c) Geschichte Gustav's III.

II. Schriften über die französische Revolution: a) Geschichte des peinlichen Prozesses gegen Ludwig XVI. b) Der Krieg der Franken gegen die verbündeten Mächte Europens; Die Jahre 1792, 93, 94, 95, 97, 1800. 1802, bis zum Traktat von Amiens, wie diese große Hauptbegebenheiten jener Zeit in den Taschenbüchern für die neueste Geschichte und in den Europäischen Annalen erzählt sind. c) Lexion der französischen Revolution, oder Sammlung von Biographien der wichtigsten Männer, die sich im Lauf derselben besonders ausgezeichnet haben (der zweite Band hievon ist bisher noch ungedruckt).

III. a) Entwurf eines historischen Gemäldes der Fortschritte des menschlichen Geistes. Aus dem Französischen des Condorcert. b) Ueber Mirabeau's histoire secrete de la cour de Berlin. c) Ewald Friedrich Graf von Herzberg. d) Die kleineren Schriften und Reden: Friedrich dem Großen; dem Vaterlandstod der 401 Pforzheimer; teutsche Historiographie; über die Reden großer Römer in den Werken ihrer Geschichtschreiber; über die zweifache Ehe Philipps von Hessen; über das Postwesen u. m. A.

IV. a) Geschichte der teutschen Fürstenvereine (bisher noch ungedruckt); vermischte Aufsätze aus dem Magazin für Aufklärung, und aus dem Archiv für ältere und neuere, vorzüglich teutsche Geschichte ꝛc. ꝛc. endlich einige juristische und besonders staatsrechtliche Abhandlungen.

Wir haben den Verlag dieses Werkes übernommen. Dasselbe erscheint in gefälligem Oktav-Format in Lieferungen von drei Bänden, der Band kostet 56 kr. oder 9 Groschen sächsisch, also jede Lieferung 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 3 Gr. sächsisch, um welchen Preis man in jeder soliden Buchhandlung des In- und Auslandes subscribiren kann. Das Ganze wird innerhalb zwei Jahren beendigt seyn. Der Subscriptionspreis dauert bis zur Ostermesse 1828, nach Verfluß dieses Termins tritt der Ladenpreis von 48 kr. pr. Band oder 2 fl. 24 kr. für jede Lieferung unabänderlich ein. Mit dem Monat Januar 1828 wird die erste Lieferung erscheinen.

Stuttgart d. 1. Oktober 1827. Gebrüder Franckh.

Ernst Ludwig Posselt's sämmtliche Werke.

Die Sammlung wird aus folgenden vier Hauptabtheilungen bestehen, in deren jeder die einzelnen Werke in chronologischer Ordnung folgen, wo nicht etwa durch verwandte Materien eine eine Aenderung geboten ist.

I. a) Geschichte der Teutschen bis zum Tode Sigismunds 1437. b) Geschichte Karls XII. nach Voltaire; c) Geschichte Gustav's III.

II. Schriften über die französische Revolution: a) Geschichte des peinlichen Prozesses gegen Ludwig XVI. b) Der Krieg der Franken gegen die verbündeten Mächte Europens; Die Jahre 1792, 93, 94, 95, 97, 1800. 1802, bis zum Traktat von Amiens, wie diese große Hauptbegebenheiten jener Zeit in den Taschenbüchern für die neueste Geschichte und in den Europäischen Annalen erzählt sind. c) Lexion der französischen Revolution, oder Sammlung von Biographien der wichtigsten Männer, die sich im Lauf derselben besonders ausgezeichnet haben (der zweite Band hievon ist bisher noch ungedruckt).

III. a) Entwurf eines historischen Gemäldes der Fortschritte des menschlichen Geistes. Aus dem Französischen des Condorcert. b) Ueber Mirabeau's histoire secrete de la cour de Berlin. c) Ewald Friedrich Graf von Herzberg. d) Die kleineren Schriften und Reden: Friedrich dem Großen; dem Vaterlandstod der 401 Pforzheimer; teutsche Historiographie; über die Reden großer Römer in den Werken ihrer Geschichtschreiber; über die zweifache Ehe Philipps von Hessen; über das Postwesen u. m. A.

IV. a) Geschichte der teutschen Fürstenvereine (bisher noch ungedruckt); vermischte Aufsätze aus dem Magazin für Aufklärung, und aus dem Archiv für ältere und neuere, vorzüglich teutsche Geschichte &c. &c. endlich einige juristische und besonders staatsrechtliche Abhandlungen.

Wir haben den Verlag dieses Werkes übernommen. Dasselbe erscheint in gefälligem Oktav=Format in Lieferungen von drei Bänden, der Band kostet 56 kr. oder 9 Groschen sächsisch, also jede Lieferung 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 3 Gr. sächsisch, um welchen Preis man in jeder soliden Buchhandlung des In= und Auslandes subcribiren kann. Das Ganze wird innerhalb zwei Jahren beendigt seyn. Der Subcriptionspreis dauert bis zur Ostermesse 1828, nach Verfluß dieses Termins tritt der Ladenpreis von 48 kr. pr. Band oder 2 fl. 24 kr. für jede Lieferung unabänderlich ein. Mit dem Monat Januar 1828 wird die erste Lieferung erscheinen.

Stuttgart d. 1. Oktober 1827. Gebrüder Franckh.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scott, Walter,

Leben von Napoleon Buonaparte, Kaisers von Frankreich mit einer Übersicht
der französischen Revolution

Bd.: 19

Stuttgart (1827)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 7307 -16/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236498-5